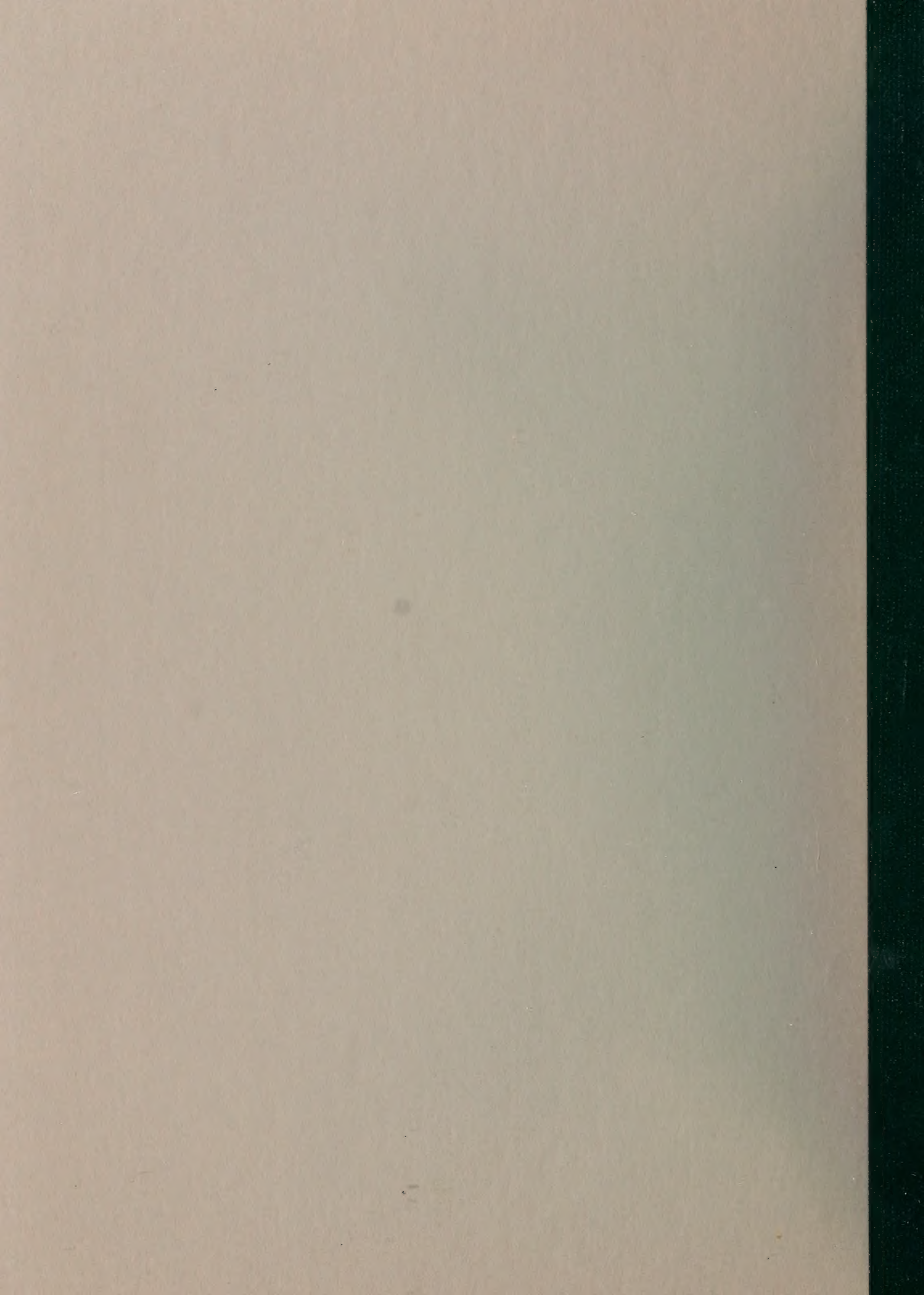

3 1761 06584673 5



UEBER DIE EINIGUNG DER DEUTSCHEN AUSSPRACHE

AKADEMISCHE FESTREDE, GEHALTEN ZUM JAHRESFESTE DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG AM 22. NOVEMBER 1904

VON

WILHELM BRAUNE

HALLE A. S.
MAX NIEMEYER
1905

Hochansehnliche Versammlung!

Zum ersten Male ist heute die Universität zur Feier ihres Jahresfestes in diesen ihren neuen Festsaal eingezogen. Nicht ohne Wehmut haben wir ihn an die Stelle unserer ehrwürdig-schönen Aula treten lassen, welche doch für die gesteigerten Raumbedürfnisse schon längst nicht mehr ausreichen wollte. Aber auch an dieser Stelle gedenken wir vor allem dankbar der Segnungen, die der Universität unter dem Walten ihrer Rektoren aus dem durchlauchtigsten Badischen Fürstenhause in so reichem Masse zuteil geworden sind. Wir knüpfen dieses Dankesfest an den Geburtstag des Fürsten, welcher der verfallenen und dahinsterbenden Hochschule neues Leben gegeben hat, Karl Friedrichs, des ersten Rektor magnificentissimus der durch ihn neu erstandenen Ruperto-Carola.

Wenn wir jetzt aus dem Vollbesitz der unter entscheidender Mitwirkung unseres erhabenen Grossherzogs errungenen deutschen Reichseinheit zurückblicken auf die Epoche Karl Friedrichs, so stellt sich uns das Bild trostloser Zerrissenheit unseres Vaterlandes dar. Zur Zeit der Erneuerung unserer Universität zerbrach auch die Schale des alten römischen Reichs deutscher Nation, nachdem der Kern schon lange morsch und faul geworden war. Aber bei allem äusseren Elend war in jener Zeit doch schon die innere Einigung Deutschlands geschaffen. Seit zwei Menschenaltern war in aufsteigender Entwicklung von Klopstock bis auf Goethe und Schiller eine grosse deutsche Dichtung entstanden und mit Immanuel Kant, dessen hundertjährigen Todestag wir in diesem Jahre feierlich begangen haben, hatte die deutsche Philosophie den höchsten Gipfel erstiegen, so dass Deutschland nun gerüstet war, die geistige Führung Europas zu übernehmen. Und in Kants Todesjahre wurde zum ersten Male die Eroica aufgeführt, deren hehre Klänge wir soeben vernommen haben. Mit diesem Werke hatte Ludwig van Beethoven seine volle Meisterschaft erreicht

und errang für Deutschland die seitdem unbestrittene Vorherrschaft auf dem Gebiete der musikalischen Kunst. Diese Hinweise mögen genügen um uns zu erinnern, wie reiche Güter gemeinsamen geistigen Besitzes schon vor hundert Jahren das deutsche Volk verbanden, so dass nun auch die Blicke des Auslandes sich mehr und mehr auf unser Geistesleben zu lenken begannen.

Wie ganz anders sah es dagegen aus, als heute vor 176 Jahren Karl Friedrich geboren wurde! In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war die geistige Kultur Deutschlands noch in voller Abhängigkeit vom Auslande, dessen Vertreter verächtlich auf uns herabsahen. Eine deutsche Literatur von eigenem Werte gab es nicht: in Karl Friedrichs Geburtsjahre war noch nicht einmal Albrecht von Haller aufgetreten, der erste Vorbote einer höheren Zielen zustrebenden Dichtung, und Gottsched schickte sich soeben an, die Zügel seiner literarischen Herrschaft zu ergreifen, die doch noch sehr dem Auslande tributpflichtig blieb. Zwei geistige Grössen von eigener und bleibender Bedeutung waren allerdings im damaligen Deutschland schon erstanden: der Philosoph Leibniz, der aber seine Werke überwiegend französisch oder lateinisch schrieb, und der Musiker Johann Sebastian Bach, der freilich seiner Zeit allzusehr voraus war und erst vom 19. Jahrhundert ab in seiner ganzen Grösse allgemeinere Würdigung und Wirkung finden sollte. Im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts war beider Männer Einfluss nicht breit und tief genug: sie konnten noch nicht zum allgemein geschätzten Besitz der Nation gerechnet werden. Und so bestand damals das alle gebildeten Deutschen einigende geistige Band hauptsächlich in der gemeinsamen Schriftsprache.

Unsere neuhochdeutsche Schriftsprache hatte vom östlichen Mitteldeutschland ausgehend im Verlaufe des 16. und 17. Jahrhunderts sich ganz Nord- und Mitteldeutschland unterworfen und auch in Oberdeutschland soweit den Sieg gewonnen, dass bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch die letzten widerstrebenden Randgebiete des katholischen Süddeutschlands ihre Herrschaft anerkennen mussten. Damit war denn für eine nationale Einigung ganz Deutschlands die Grundlage vorhanden, auf welcher die folgenden Generationen weiter bauen konnten. Nachdem aber jetzt das Einigungswerk zum Abschluss gebracht ist, zeigt es sich, dass die deutschen Stämme gerade auf demjenigen Gebiete noch auseinandergehen, welches wir soeben als Grundlage der Einigung bezeichnen durften, auf dem Gebiete der Sprache. Nur dass es sich hier nicht mehr um die Schriftsprache im eigentlichen Sinne handelt. Nicht die geschriebene Sprache zeigt wesentliche Unterschiede, sondern die gesprochene. Und zwar meine ich hiermit nicht die Volksdialekte, deren Ausgleichung zu beschleunigen niemand wünschen kann, sondern die mündliche Anwendung der Schrift-

sprache im höheren Verkehr. Hier liegen noch jetzt viele provinzielle Verschiedenheiten der Aussprache vor, hinsichtlich deren sich in neuerer Zeit Einheitsbestrebungen kräftiger geltend gemacht haben. Und für diesen Gegenstand möchte ich mir heute Ihre Aufmerksamkeit erbitten.

Die Frage nach der richtigen deutschen Aussprache tritt an jeden Gebildeten heran, der über die Grenzen seines Stammes hinausschaut und mit Angehörigen der verschiedensten deutschen Provinzen verkehrt. Sie wurde dem Germanisten oft vorgelegt mit der Bitte um Entscheidung. Dieser war im allgemeinen geneigt sich einer positiven Antwort zu entziehen, da ihm vom sprachgeschichtlichen Standpunkte aus die Aussprache jeder Landschaft erklärlich und berechtigt, also richtig, erschien; auch widerstrebte es seinem Gefühle, berechtigte Eigentümlichkeiten der deutschen Stämme zu verwischen, soweit sie ihn unwesentlich dünkten. Aber das praktische Leben wollte sich dabei nicht beruhigen. Das Bedürfnis der Schule und besonders auch des Unterrichts von Ausländern liess die orthoepische Frage nicht zur Ruhe kommen. Und grade in einem so lang gestreckten Lande, wie Baden, welches im Süden dem oberdeutsch-alemannischen, im Norden dem mitteldeutsch-fränkischen Dialekte angehört, müssen sich solche Fragen aufdrängen: die Lehrer wollen wissen, welche Aussprache sie in der Schule fordern sollen. Beispielsweise wird der Südbadener in *Auge* und *ich liege* den Verschlusslaut *g* sprechen, während der Pfälzer mit velarem oder palatalem Spiranten *Auche* und *lieche* sagt. Beide Aussprachen sind sprachgeschichtlich richtig und beide haben unter den neueren Orthoepikern ihre Vertreter gefunden.[1]) So ist denn die Disziplin der neuhochdeutschen Orthoepie von Männern wie Wilhelm Viëtor und anderen hauptsächlich mit Rücksicht auf den Unterricht in ernste Pflege genommen worden.[2])

Noch mehr aber war es die deutsche Bühne, welche bei dem Wechsel der Schauspieler über ganz Deutschland hin dringend einer einheitlicheren Aussprache des Deutschen bedurfte. Und eine solche hatte sich schon seit längerer Zeit in der Bühnenpraxis in wesentlichen Punkten festgesetzt, nicht ohne viele Unsicherheiten und Schwankungen im einzelnen. Hier griff nun regelnd eine Kommission ein, zusammengesetzt aus Bühnenvorständen und Germanisten, welche im Jahre 1898 in Berlin tagte und über alle Zweifelsfälle entschied. Ihre Verhandlungen und Beschlüsse sind herausgegeben von Theodor Siebs unter dem Titel 'Deutsche Bühnenaussprache'[3]). Die darin festgesetzte Norm ist dann vom Deutschen Bühnenverein für alle deutschen Bühnen empfohlen, so dass wir tatsächlich hier nun eine einheitliche Aussprache des Deutschen besitzen. Hatte man schon früher sich gewöhnt die Aussprache der Bühne als das ideale Deutsch zu betrachten,[4]) so fragte es sich jetzt, ob

die nun fest geregelte Bühnenaussprache auch für die öffentliche Rede, den höheren Verkehr und vor allem für die Schule als massgebend anzunehmen sein werde. Die Frage ist in den letzten Jahren Gegenstand lebhafter Erörterungen von Germanisten und Schulmännern gewesen.[5]) Und im allgemeinen haben die Beschlüsse der Berliner Konferenz mehr Widerspruch als Zustimmung gefunden. Man hat ihnen willkürliche Festsetzungen vorgeworfen, man hat nicht genügende Rücksichtnahme auf landschaftliche, besonders süddeutsche Eigenart gerügt und vor allem hat man hervorgehoben, dass die unter eigenartigen Bedingungen lebende Kunstsprache der Bühne nicht ohne weiteres auf andere Lebensgebiete übertragen werden dürfe. Insbesondere wollen einige für die Schule engeren Anschluss an die landschaftliche Art gestatten und geradezu provinzielle Schulsprachen festsetzen, hinter denen das abstrakte Bühnendeutsch nur als Ideal stehen solle.[6]) Ich will nun gewiss nicht jede Entscheidung der Berliner Konferenz über die Aussprache einzelner Worte, besonders hinsichtlich zweifelhafter Quantitäten, in Schutz nehmen.[7]) Aber im grossen und ganzen hat die Konferenz doch nur diejenige Musteraussprache legalisiert, welche auf den deutschen Bühnen schon vorher tatsächlich geübt oder angestrebt wurde. Und wenn das Sprechen auf der Bühne seine besonderen Bedingungen hat, so ergeben sich doch die Modifikationen der sonstigen Vortragsarten und der gebildeten Verkehrssprache daraus unschwer von selbst. Und landschaftlich gefärbte Schulsprachen werden ohnehin in der Praxis vorläufig bestehen bleiben, auch wenn man keine besonderen theoretischen Festsetzungen für sie trifft. In unserem Baden müssten wir ja sonst wenigstens zwei offizielle Schulsprachen haben, eine alemannische und eine rheinfränkische.[8]) Nein, wenn für die korrekte Aussprache des neuhochdeutschen eine Norm da sein muss, so kann das nur e i n e sein. Und diese Norm kann allein da gesucht werden, wo schon heute eine gesicherte Einheit besteht, in der Sprache der deutschen Bühne, welche allerdings noch in Einzelheiten der Verbesserung und des weiteren Ausbaus bedarf.

Es erhebt sich nun aber die Frage nach dem Ursprunge dieser Normalaussprache. Auf welchem Wege ist sie zustande gekommen, oder woher stammt sie? Diese Frage ist bisher nicht genügend scharf und klar beantwortet worden. Und doch ist eine richtige Einsicht in die Entwicklung Vorbedingung, um Zweifelhaftes zu entscheiden und für den Weiterbau zutreffende Richtlinien aufzustellen.

Vorweg ist ausdrücklich hervorzuheben, dass unsere Frage nur das Phonetische, die Lautlehre der nhd. Schriftsprache berührt. Alles was Syntax, Wortgebrauch, Wortbildung und Wortform betrifft ist das Gebiet der schriftsprachlichen Einigung, die schon nach der Mitte des 18. Jahrhunderts im wesentlichen vollzogen war. Hier



ist allgemein zugestanden, dass die Ausgleichung durch den Schriftgebrauch herbeigeführt ist und dass man beim Sprechen sich hat gewöhnen müssen, allerorts dem schriftlichen Vorbilde sich anzupassen. Zur schriftsprachlichen Einigung gehörte aber auch das Lautbild der Sprache, die Orthographie, welche seit Gottscheds Zeiten in Deutschland einheitlich ist, wennschon sie seitdem eine Reihe von Aenderungen erfahren hat, die, durch theoretische Erwägungen in Fluss gekommen, mit der letzten orthographischen Regelung einen vorläufigen Abschluss erhalten haben. Den durch die Orthographie gegebenen Lautbildern legte nun aber zunächst jeder Stamm im Sprechen der Schriftsprache unbefangen die Laute unter, die seiner heimatlichen Mundart entsprachen und die in einer neben der früheren provinziellen Drucksprache herlaufenden provinziellen Verkehrssprache sich festgesetzt hatten.[9]) Noch vor hundert Jahren ist die Aussprache des Schriftdeutschen überall sehr stark provinziell gefärbt gewesen.[10]) Wenn Schiller *Fäuste* auf *Geiste* reimt, so hat ihm dabei sicher die Aussprache *Faischte* : *Gaischte* vorgeschwebt, die man noch heute von gebildeten Schwaben der älteren Generation hören kann. Noch vor einem Menschenalter wurde in Oesterreich selbst in der höchsten Gesellschaft die Schriftsprache ganz mit österreichischer Lautgebung gesprochen. Und wenn man auch dort sich seitdem in weit höherem Grade der Normalaussprache genähert hat, so wird doch selbst heute noch ein grosser Teil der gebildeten Oesterreicher beispielsweise nur *daitsch* und *Bēmen* für *deutsch* und *Böhmen* zu sagen vermögen. Und auf dem alemannischen Gebiete sind es neben den Schwaben die Deutschschweizer, welche bis in unsere Zeit herab die Schriftsprache mit den Mitteln der heimischen Phonetik zur Darstellung bringen. Aber auch in Schwaben und in der Schweiz herrscht heute das entschiedene Streben, eine reinere Aussprache des Schriftdeutschen zu erlernen. Alles in allem sind wir grade in den letzten dreissig Jahren auf dem Wege zu einer einheitlichen Normalaussprache auch in der Praxis schon weit vorgeschritten und für die noch immer verbliebenen Differenzen schwebt uns doch ein Ideal vor, das in der Bühnensprache teilweise seine Verwirklichung gefunden hat. Woher stammt also dieses Ideal?

Das nächste ist es, an eine lokale Grundlage zu denken. Hat doch das Französische seine Musteraussprache in Paris, das Englische in London. Diese alten Hauptstädte sind zugleich die Heimat des geschriebenen Französisch und Englisch, der französischen und englischen Schriftsprache. So einfache Verhältnisse haben wir nun in Deutschland nicht. Denn unsere junge Reichshauptstadt Berlin ist nicht die Heimat der Schriftsprache, ja sie liegt nicht einmal auf hochdeutschem Sprachgebiete. Und wenn jetzt die Bedeutung Berlins auch in sprachlicher Hinsicht wächst,



so ist doch die Berliner Lautgebung nicht die Basis unserer Musteraussprache. Denn dann müssten wir *Juter Jott* für das normale erklären. Unsere alte Reichshauptstadt Wien aber hatte sich seit dem Reformationszeitalter dem deutschen Geistesleben entfremdet und an der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache keinen Anteil genommen. Erst seit der Josephinischen Zeit hat Oesterreich den vollen Anschluss an die geschriebene Schriftsprache erreicht, steht aber in der gesprochenen noch heute hinter dem Durchschnitt der gebildeten Aussprache des übrigen Deutschlands zurück.

Es hat nun aber eine Zeit gegeben, welche auf die Frage: wo wird das beste Deutsch gesprochen? sofort die Antwort bereit hatte: in Meissen, in Kursachsen. Im ganzen 17. und 18. Jahrhundert, vor allem zur Zeit Gottscheds und Adelungs hatte Sachsen den Ruf, das beste Deutsch nicht nur zu schreiben, sondern auch zu sprechen.[11]) Und wenn Goethe in einer bekannten Stelle des 6. Buches von Dichtung und Wahrheit sich dagegen sträubt, so gehört die Fassung dieses Widerspruchs doch erst dem zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts an: in seiner Leipziger Studienzeit wird er gewiss versucht haben auch seine Frankfurter Aussprache nach der Leipziger zu bilden.[12]) Der Widerspruch gegen die Mustergiltigkeit der sächsischen Aussprache hat sich im Laufe des 19. Jahrhunderts nun aber so verallgemeinert, dass man jetzt eher zu fragen geneigt ist, wie es denn überhaupt möglich gewesen sei, dass das ganze 18. Jahrhundert hindurch das feinste Deutsch grade in Leipzig gesucht wurde. Denn heute werden bekanntlich die Sachsen von den Berlinern und andern Norddeutschen wegen ihrer Sprechfehler, besonders wegen ihrer Unfähigkeit harte und weiche Konsonanten zu unterscheiden, gern lächerlich gemacht. Aber für die früheren Jahrhunderte war jener Vorrang der Meissnischen Sprache doch sehr berechtigt. Denn in Ostmitteldeutschland und speziell in Kursachsen liegt in der Tat die Heimat unserer Schriftsprache, also der g e s c h r i e b e n e n Sprache, welche ihren grammatischen Formen nach in wesentlichen Punkten zum obersächsischen Dialekt stimmt. Sie ist aber nie selbst genau der g e s p r o c h e n e Dialekt Obersachsens gewesen, sondern nur die Schreibsprache, welche auf Grund älterer, teilweise anderswoher übernommener gemeinsprachlicher Vorgänger seit dem 15. und 16. Jahrhundert dort geschrieben und von der gesprochenen Sprachform stark beeinflusst worden ist. Und umgekehrt suchte die gesprochene Verkehrssprache Sachsens, das heisst die Sprache der höheren Stände, der Schriftform möglichst nahe zu kommen. Insofern bestand im 17. und 18. Jahrhundert in der Tat auch in der höheren Verkehrssprache Sachsens eine grössere Uebereinstimmung mit der Schrift, als irgendwo anders auf hochdeutschem Gebiete. Denn die übrigen hochdeutschen Provinzialsprachen [13]) waren



zunächst nicht einmal in den grammatischen Formen mit der Schriftsprache im Einklang. So waren z. B. ausser Ostmitteldeutschland in allen hochdeutschen Gebieten die End *-e* geschwunden. Noch Adelung (1782) polemisierte gegen die Mundarten, d. h. die Provinzialsprachen, welche *der Has, der Schwab, die Blum, die Sach* sprächen und *Hase, Schwabe, Blume, Sache* für eine obersächsische Unart hielten. Diese vollen Formen mit *-e* hat in Sachsen selbst die Bauernmundart. Und es konnte also die höhere Verkehrssprache Sachsens und Ostmitteldeutschlands sicher im 18. Jahrhundert hierin den Ruhm in Anspruch nehmen feiner, schriftgemässer zu sprechen, als alle andern hochdeutschen Gegenden. Um derartige stärkere Abweichungen von der Schrift wird es sich bei dem jungen Goethe zum guten Teile mit gehandelt haben, wenn er sich dagegen sträubte, zu sprechen wie man schreibt. Und in der Sturm- und Drangzeit wendet er nicht selten auch seine Frankfurter Sprechformen ohne *-e* in der Schrift an. Aber ohne Erfolg. Denn heute werden solche stärkere Abweichungen in der Wortform auch von den Süddeutschen nicht mehr festgehalten. Wenn schon der gebildete Pfälzer in der gewöhnlichen Umgangssprache noch *der Has* sagt, oder *Sie hawwe*, so wird er doch in der Sprache des höheren Verkehrs und des öffentlichen Vortrags nur *der Hase* oder *Sie haben*, also die obersächsischen Formen anwenden. Denn die strittigen Abweichungen der deutschen Stämme betreffen eben heute nicht mehr die Wortform oder die Silbenzahl des Wortes, sondern nur noch die einzelnen Laute. Es sind also nicht mehr grammatische, sondern rein phonetische Dinge, die jetzt in Frage stehen. Und in dieser Beziehung kann heute allerdings Sachsen keinen Vorzug mehr beanspruchen. Auch früher fand man an der Meissnischen Aussprache schon zu tadeln. Goethe schliesst die mehrgenannte Stelle mit den Worten: 'Hatte ich doch auch im Meissnischen Dialekt manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.' Und der Leipziger Sprachmeister Gottsched polemisiert oft auch gegen die sächsische Aussprache, so z. B. dagegen,[14]) dass in Meissen viele *töb* statt *taub*, *Stēn* statt *Stein* sprächen. Zu seiner Zeit machten sich also selbst im höheren Verkehr noch die obersächsischen *ō, ē* für *au, ei* geltend, die heute in Leipzig nur noch in der niederen Umgangssprache vorkommen. Gottsched musste damals noch für sein Musterland auf die diphthongische Aussprache dringen. Die heutigen phonetischen Abweichungen der gebildeten obersächsischen Verkehrssprache von der Normalform sind jedenfalls viel geringer als zu Gottsched's Zeit. Und trotzdem konnte mit recht damals im Meissnischen das beste Deutsch gesucht werden. Heute geht das nicht mehr an. Es kann aber auch keine andere Provinz einen solchen Anspruch geltend machen. Darüber sind alle Sachverständigen einig, dass die jetzige Normalsprache keiner örtlichen Verkehrssprache genau entspricht.



Man könnte nun vielleicht meinen, dass die Normalsprache als Durchschnitt gewonnen worden sei. Unsere Schriftsprache ist hochdeutsch. Also müssten ihr diejenigen Eigenschaften zukommen, welche gemeinhochdeutsch sind, welche in allen, oder doch den meisten hochdeutschen Stammessprachen gefunden werden. Und in Einzelfällen scheint es auch so zu sein. Zum Beispiel ist jetzt als normal anerkannt das anlautende *scht*, *schp* in Worten, wie *stehen*, *spielen*, welches in allen hochdeutschen Gebieten gesprochen wird, während das nur südwestdeutsche inlautende *scht*, *schp* in *bischt*, *Fauscht*, *Kaschpar* keinen Eingang finden durfte. Aber im Inlaut nach *r* ist *sch* auch allgemein hochdeutsch und die Normalsprache duldet doch jetzt nicht mehr *Fürscht*, *Durscht*, *Versch*, während in einigen Fällen wie *Kirsche*, *Bursche* das *sch* sogar in die Schreibung aufgenommen ist und nun auch gesprochen werden muss; die ältere Form dieser Worte ist *Kirse* und *Burse* und stand Worten wie *Vers* und *Fürst* ganz gleich.

Und so sind noch mehr Sprechweisen aus unserer gebildeten Sprache verbannt, welche gemeinhochdeutsch sind oder doch der überwiegenden Mehrzahl der Hochdeutschen angehören. Fast in allen hochdeutschen Gebieten sind die *ö*, *ü*, *eu* entrundet, d. h. man spricht sie wie *e*, *i*, *ai*; nur kleinere Bezirke haben die alten gerundeten Laute bewahrt. Die meisten Hochdeutschen sind ihrer Mundart gemäss geneigt, *der Kēnig*, *grīn* und *daitsch* zu sprechen: auch für Obersachsen gilt dies und Gottsched muss diese Aussprache bekämpfen, die heute allerdings in Sachsen aus der höheren Verkehrs- und Vortragssprache im wesentlichen verdrängt sein dürfte, zu Gottsched's Zeit aber gewiss noch weit mehr verbreitet war.

Ein wichtiger Punkt ist ferner die Scheidung der harten und weichen Verschlusslaute. Diese ist in der historischen Orthographie der Schriftsprache im ganzen richtig bewahrt worden. Aber in der lebenden Sprache fast des ganzen hochdeutschen Gebiets ist zum mindesten zwischen *d* und *t*, *b* und *p* im Wortanlaut, grossenteils auch im Inlaut, kein Unterschied mehr. *Ding* und *Tag*, *das Bein* und *die Pein* werden mit demselben Anlaut gesprochen. Nur südliche Randgebiete des Oberdeutschen halten teilweise noch die Laute getrennt. Stellte unsere Normalaussprache den Durchschnitt des Allgemeinhochdeutschen dar, so könnten wir, hierin unserer landschaftlichen Lautgebung folgend, den Unterschied der harten und weichen Anlaute aufgeben. Da dies aber nicht der Fall ist, so müssen wir Hochdeutsche uns zum mindesten für die feierliche und öffentliche Rede die Scheidung von *d* und *t*, *b* und *p*, teilweise auch von *g* und *k* mühevoll anzugewöhnen suchen, ohne dass es allen gelingen will. Hierin sind nun gegenüber uns Hochdeutschen die Bewohner der norddeutschen Tiefebene sehr im Vorteil. Sie sind nicht Hochdeutsche. Sie gehören einem andern



germanischen Sprachstamme an, ihre Muttersprache ist das Niederdeutsche, welches seit dem 17. Jahrhundert in der Schrift, heute auch schon vielfach in der gesprochenen Sprache selbst des niedern Verkehrs vom Hochdeutschen verdrängt worden ist. Als Umgangssprache der oberen und mittlern Schichten herrscht in Niederdeutschland seit nicht ganz 100 Jahren durchaus das Hochdeutsche und nur die untersten Volksklassen in den Städten und die Bauern sprechen heute noch ihre alte Muttersprache, das sogenannte Plattdeutsch. Die niederdeutsche Sprache hat nun, wie das ihr nah verwandte Englische, scharfe Unterschiede zwischen harten und weichen Verschlusslauten. Die letztern werden im grössten Teile Norddeutschlands sogar noch stimmhaft gesprochen, wie im Englischen und in den romanischen Sprachen. Als nun die Niederdeutschen die hochdeutsche Schriftsprache übernahmen und zunächst in feierlicher Rede, mehr und mehr aber auch im höheren Verkehr hochdeutsch zu sprechen anfingen, da übertrugen sie ihre heimischen Lautverhältnisse und sprachen die geschriebenen *t, p, k* hart und behaucht, als *tha, pha, kha,* während sie die *d, b, g* weich und mit Stimmton sprachen. Hauptsächlich dieser Vorsprung der Niederdeutschen in der sorgfältigen Scheidung der harten und weichen Konsonanten ist es, der uns heute die beste Form der gebildeten Aussprache in Norddeutschland suchen lässt. Zwar wird ein früher manchmal behaupteter Vorrang Hannovers nicht mehr aufrecht erhalten: nur dass in Hannover wie in anderen niederdeutschen Gebieten *st, sp* genau nach der Schrift mit *s* gesprochen wurde (*stehen, spielen* statt *schtehen, schpielen*), konnte dazu verführen. Aber die überwiegende Meinung der Orthoepiker geht doch jetzt dahin, dass in Niederdeutschland die beste Aussprache zu finden sei. Viëtor definiert die deutsche Mustersprache geradezu als 'hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache' und alle anderen, die überhaupt eine einheitliche Aussprache wollen, sind hierin einig.[15]) Und man führt wohl den überwiegend norddeutschen Charakter unserer Bühnensprache zurück auf das immer stärkere politische und wirtschaftliche Uebergewicht, welches der Norden mit der Reichshauptstadt ausübt. Und in gewissen Beziehungen lässt sich das auch nicht in Abrede stellen.[16])

Aber ich meine, auch mit dem Schlagworte 'hochdeutsche Sprachform in niederdeutscher Aussprache' lässt sich der Werdegang einer immer einheitlicheren deutschen Sprechweise nicht begreifen. Diesem Schlagworte widerspricht schon die Aussprache des *g*. Sogar im Anlaut der Worte ist die gemeinniederdeutsche Aussprache des *g* die spirantische. Im ganzen Westen des Gebiets, in Westfalen und am Niederrhein spricht man velaren stimmlosen Spiranten, also *chūt, Chott,* in den übrigen Teilen palatalen Spiranten, der teils stimmlos, wie im Magdeburg'schen, teils stimmhaft wie in Brandenburg ist (*jut, Jott*). Wenn auch in einzelnen niederdeutschen Gegenden sich jetzt



anlautender Verschlusslaut *g* entwickelt hat, so ist doch das von alters her Gemeinniederdeutsche der anlautende Spirant und wenn die norddeutsche Aussprache wirklich durchaus gesiegt hätte, so müssten wir diesen sprechen. Leicht hätte das auch so kommen können. Das preussische Offizierkorps hat seit 1870 schon lebhafte Ansätze dazu gemacht, die Sprache der *„Jarde“* auch ins übrige Deutschland zu verpflanzen.[17]) Und bei der vorbildlichen Stellung der Offiziere für die oberen Gesellschaftsschichten hätte dies weiter greifen können, wenn nicht Schule und Bühnensprache den Verschlusslaut in *gut, Gott* festgehalten hätte. Noch mehr aber wird für den In- und Auslaut der Worte die spirantische Aussprache durch die norddeutsche Theorie gefordert. Denn hier ist nicht nur im gesamten Niederdeutschland, sondern auch in Mitteldeutschland[18]) bis weit ins Oberdeutsche hinein die Geltung als palataler oder velarer Spirant herrschend, also *Auγe, lieje,* bezw. *Auche, lieche, Tāch, Wēch.* Das müsste, da neben der norddeutschen Lautung auch die überwiegende Majorität der hochdeutschen Gebiete dafür eintritt, als gemeindeutsche Aussprache gelten. Und so haben denn auch Orthoepiker wie Viëtor und noch energischer Trautmann die Forderung erhoben, dass alle in- und auslautenden *g* spirantisch zu sprechen seien. Aber die Bühnenaussprache schreibt hier Verschlusslaut vor *(Auge, liege, Tāg, Wēg)* und die oberdeutschen Orthoepiker, wie Erbe und Luick, stimmen dem eifrig bei. Es ist sicher, dass diese Aussprache siegen wird und Viëtor findet sich neuerdings auch schon mit diesem Ausgange ab.[19])

Vor allem aber ist gegen die durchgehende Charakterisierung der deutschen Musteraussprache als ‘hochdeutsche Form mit niederdeutscher Lautung’ hervorzuheben, dass tatsächlich der geschichtliche Hergang ein ganz anderer gewesen ist. Man muss nur nicht bloss die letzten Stadien dieses Kampfes gegen die Provinzialsprachen im Auge haben, wobei allerdings die Einführung der norddeutschen stimmhaften Konsonanten eine gewisse Rolle spielt, sondern den ganzen Verlauf desselben seit dem 16./17. Jahrhundert. Und damit komme ich endlich zur Beantwortung der vorhin aufgeworfenen Frage nach dem Ursprung unserer Musteraussprache. Sie hat ihre Grundlage überhaupt nicht im gesprochenen Wort, sondern im geschriebenen: sie ist von Haus aus — wie unsere Schriftsprache überhaupt — eine Sprache nach dem Papier, sie sucht einfach die Wortbilder der historisch gewordenen Orthographie in der gesprochenen Sprache nachzubilden. — Für unsere Rechtschreibung wurde früher vielfach die naive Hauptregel gegeben: ‘schreibe wie du sprichst’. Und als man sich klar machte, dass in Deutschland vielerorts sehr mangelhaft gesprochen wurde, ergänzte man dies zu: ‘Schreibe wie du r i c h t i g sprichst!’ Aber auch diese Fassung scheiterte an dem Missstande, dass die Orthoepie noch in wichtigen Punkten schwan-



kend war und vor allem, sie stellte die Sache ungefähr auf den Kopf. Es muss vielmehr im Deutschen heissen: „Sprich wie du schreibst.“ [20])

Dieser Satz wird nun freilich von unseren neueren Orthoepikern einmütig verurteilt. Sie suchen für ihre Regeln stets nach einer Begründung durch die gesprochene Sprache. In den Verhandlungen der Berliner Konferenz [21]) sagt Siebs: 'Die Schreibung kann nie und nimmer als Massstab für die Aussprache dienen' und Sievers befiehlt: 'Weg mit dem Schriftbilde'. Dem gegenüber möchte ich sagen, dem geschichtlichen Werden unserer Aussprache gemäss: 'Her mit dem Schriftbilde'.

Um das zu verstehen wird zunächst ein vergleichender Hinblick auf französische oder englische Verhältnisse von Nutzen sein. Ich wähle das Englische, da dort alles am schärfsten ausgeprägt erscheint. In England haben sich seit den letzten Jahrhunderten des Mittelalters nebeneinander her zwei Formen der Hochsprache ausgebildet, eine geschriebene und eine gesprochene Sprache. Beide haben ihre Heimat in dem Bezirk der Reichshauptstadt London. Die geschriebene Sprache existierte auf dem Papier, in der Kanzlei und in der Literatur. Sie führte ihr eigenes Leben und war äusserst konservativ: die Wortbilder, die uns die heutige englische Schriftsprache bietet, entsprechen ungefähr den Lautwerten zur Zeit der Entstehung dieser Schriftsprache, im 14. Jahrhundert. Damals sprach man in London *tāle* für ne. *tēil* (die Sprache), man sagte *tail* für ne. *tēil* (der Schwanz), *fīf* für ne. *faiv* (5) und auch noch *nicht* (erst später *nīt*) für ne. *nait* (*night* die Nacht). Neben dieser Schreibsprache aber bildete sich in London unter dem Einfluss des Hofes und der höheren Volksklassen eine vornehmere Form der Sprechsprache. Diese differenzierte sich durch gewähltere Ausdrucksformen von der Sprechweise des niederen Volks und trat, was die Wortwahl, Satzbildung und Flexionsform anbetrifft, mit der Schreibsprache in Wechselwirkung. Aber in der Lautgebung entwickelte sie sich ganz nach eigenem Rechte, nach den Gesetzen der gesprochenen Sprache weiter, ohne auf das Schriftbild Rücksicht zu nehmen. Der Grund zu dieser Doppelentwicklung ist wohl schon im 15. Jahrhundert gelegt, vor dem Buchdruck, als die vornehmen Leute noch nicht alle homines litterati waren und das Lesen noch keine allgemeine Rolle spielte, die massgebende Geltung der Londoner höheren Gesellschaft aber schon bestand. So sehen wir im Laufe der Jahrhunderte in der englischen gebildeten Sprechsprache besonders hinsichtlich des Vokalismus nacheinander die mannigfaltigsten Wandlungen vor sich gehen, ohne dass auf die Schrift viel davon abfärbt. Das ist bis auf die neueste Zeit so gewesen. Erst im Laufe des verflossenen Jahrhunderts z. B. sind die geschlossenen ē und ō in *tale*, *tail* und *go*, zu neuen Diphthongen *ēi*, *ōu* (*tēil* und *gōu*) geworden. Das Auseinandergehen der Sprechsprache und der Schreibsprache



empfindet man heute in England als störend, ohne dass zunächst Aussicht auf Abhilfe wäre. Die Versuche, die gemacht sind, bewegen sich auf dem Gebiete der Schreibsprache; sie wollen die Formel „Schreibe wie du sprichst“ durchführen und laufen auf eine sehr gewaltsame Orthographiereform hinaus, die die gewohnten Wortbilder gänzlich umwerfen und die etymologischen Zusammenhänge verdunkeln würde. Immerhin hätte eine solche Reform der Schreibung in England noch mehr Aussicht, als eine Aenderung der Aussprache, nach dem deutschen Rezept: „Sprich wie du schreibst.“ Dafür ist es jetzt definitiv zu spät. Diese Bewegung hätte, wie bei uns, schon im 16./17. Jahrhundert einsetzen müssen. Dann hätte die gebildete englische Aussprache heute lauten können *tāle* und *tail*, *fīv* und *nicht*. Dann könnten die heutigen Engländer, ebenso wie wir Deutsche, sich etwas darauf zu gute tun, dass Schreibung und Aussprache bei ihnen so wenig von einander abständen.

Denn auf diesem Wege ist im Deutschen unsere jetzige Aussprache begründet worden. Als im Reformationszeitalter die obersächsische Spielart der Reichskanzleisprache als Literatursprachform immer weitere Kreise zog und insbesondere das fremdsprachliche Norddeutschland eroberte, da gab es nicht schon wie in England eine daneben hergehende gesprochene Form der Hochsprache, die selbständige Autorität besessen und nach aussen werbend hätte auftreten können. Die am kursächsischen Hofe und von den oberen Klassen der Städte gesprochene Meissnische Verkehrssprache stand ja in den Wortformen der Schreibsprache gewiss nahe,[22]) wich aber in den Lauten, besonders im Vokalismus sehr von ihr ab, die schon eine mehrhundertjährige Schreibtradition hinter sich hatte. Die sächsische Verkehrssprache wurde nun in Kursachsen anfänglich auch zur mündlichen Wiedergabe der Schriftsprache angewandt, ebenso wie man in Nürnberg, in Frankfurt, in Strassburg die dortige Form substituierte. Die übrigen hochdeutschen Landschaften blieben bis ins 18. Jahrhundert hinein bei diesem Verfahren.[23]) Aber in Obersachsen hatte man die geschriebene Sprache immer mehr nachzubilden gesucht. Der sächsische Schulmeister führte in der Praxis die Regel durch „Sprich wie du schreibst“ und wurde damit zugleich das Vorbild für die Niederdeutschen, die ja zunächst nur die geschriebene Sprache übernahmen und nur in feierlicher Rede, also in der Predigt, etwa seit Ende des 16. Jahrhunderts auch sprechend die Schriftsprache anzuwenden begannen. Sie empfingen im 16. und 17. Jahrhundert ihre hochdeutsche Bildung von Obersachsen, aus Wittenberg, Leipzig und Jena, und schlossen sich der obersächsischen Uebung an, indem sie nun wie die Obersachsen die Schriftsprache durch möglichste Nachbildung der Schreibung lautlich darzustellen suchten. Die verbündete Macht von Sachsen und Norddeutschland hat dann seit dem 18. Jahrhundert auch



die übrigen hochdeutschen Stämme genötigt, sich ihrem Vorbilde mehr und mehr zu nähern, ohne dass diese Bewegung bis heute in der Praxis schon ganz vollendet wäre, wenn auch die theoretische Forderung nicht mehr bestritten wird. Dass aber Sachsen (Meissen) in dieser Aussprachbewegung zunächst die führende Macht war, nicht Norddeutschland, das wird durch die Zeugnisse des 17. und 18. Jahrhunderts reichlich bewiesen, wie ja auch Goethe diesen Sachverhalt ausdrücklich bezeugt.

Ich will zunächst an einigen Beispielen zeigen, wie sehr die Lautung unserer Schriftsprache auf der Schreibung, nicht aber auf einer älteren Sprechform beruht. Von grundlegender Bedeutung ist das Verhältnis der neuhochdeutschen Diphthonge. Es sind zwei grosse ursprünglich getrennte Lautreihen zusammengefallen, die mhd. Diphthonge *ei, ou, eu* (*kleine, boum, freude*) und die mhd. langen Vokale *î, û, ü* (*mîn, hûs, liute*). Die letzteren sind im Heimatlande unserer Schriftsprache ebenso wie in der Mehrzahl der übrigen hochdeutschen Mundarten zu den Diphthongen *ei, au, eu* (*mein, Haus, Leute*) geworden und wurden vom 14. Jahrhundert ab allgemein auch diphthongisch geschrieben. Die alten Diphthonge *ei, ou (au), eu* dagegen sind in der lebenden Volkssprache meist zu einfachen langen Vokalen geworden. Die Schriftsprache behielt mit historischer Orthographie für diese Laute die Diphthonge bei: es fielen also in der ostmitteldeutschen Schreibung des 16. Jahrhunderts die beiden Reihen graphisch zusammen, obwohl man *der klēne Bōm* und anderseits *mein Haus* sprach. Es ist wichtig festzustellen, dass nirgends auf dem deutschen Sprachgebiete diese beiden Lautreihen in der lebenden Volkssprache zusammengefallen sind. Wer immer eine Mundart kennt, vermag beide auseinanderzuhalten. In Sachsen zählt man *ēn, zwē — drei*, in der Pfalz *ān, zwā, drei* und so wird in allen Dialekten die *ein*- und *zwei*- Zahl ihrem Vokal nach von der Zahl *drei* geschieden (= mhd. *ein, zwei — drî*). Wenn in der Pfalz die Kinder singen: '*Summerdag stāb aus, dem Winter gehn die āche raus*', so haben wir in beiden Versschlüssen alten und neuen Diphthong dicht nebeneinander. In der schriftsprachlichen Lautung würde es heissen *Staub aus* und *Augen raus*, wodurch der Unterschied verwischt wird. Es war also nur durch engen Anschluss an den Buchstaben durchzuführen, wenn man in Sachsen sich gewöhnte die heimische Aussprache *klēn* und *Bōm* umzuändern in *klein* und *Baum*, weil man eben in *mein* und in *Haus* die Zeichen *ei* und *au* diphthongisch sprach und daraus die Folgerung zog, dass die diphthongische Schreibung in *klein* und *Baum* nicht mit einfachem Vokal wiedergegeben werden dürfe. Auch Norddeutschland konnte hier nicht den Weg weisen. Denn dort hiess es zwar wie im Meissnischen *klēn* und *bōm*, aber *mīn* und *hūs* ohne Diphthongierung. Die Ausgleichung ist also in Sachsen nach dem Schriftbilde erfolgt, nicht ohne harten Kampf mit der lebenden Sprache.



Ich habe schon erwähnt, dass noch zu Gottscheds Zeiten dieser Kampf nicht zu Ende war, denn Gottsched musste noch die Lautung *klēn* und *Bōm* zurückweisen. Heute sind nun dem obersächsischen Vorgang zufolge in der gebildeten Sprache fast des gesamten Deutschland die beiden grossen Lautreihen zusammengefallen. Nur die süddeutschen Randgebiete, die den Anschluss an die Normalaussprache am spätesten erreichten, trennen beim sprechen der Schriftsprache noch ihrer Mundart gemäss die alten und neuen Diphthonge. So hört man noch in Schwaben von Gebildeten unterscheiden *Zəit* aber *brait*, *Hous* aber *Frau*. Und der schwäbische Orthoepiker Erbe möchte unter Verkennung der Sachlage sogar diese schwäbische Unterscheidung wieder allgemein in die deutsche Aussprache einführen.[24])

Ich habe vorhin schon hervorgehoben, dass die *ö, ü, eu* in Sachsen, wie in den meisten hochdeutschen Mundarten zu *e, i, ai* geworden sind und von den alten *e, i, ai* nicht geschieden werden. Man spricht also *der Kenig* wie *wenig*, *grissen* wie *schiessen*, von *Haus* den Plural *die Haiser* wie *ein Weiser* und die Dichter reimten früher unbedenklich nach dem Ohr. Heute ist die orthoepische Forderung unbestritten, dass der Gebildete die beiden Lautreihen trennen und *ö, ü, eu* der Schreibung gemäss deutlich gerundet sprechen müsse. Dass aber hier nicht die gesprochene Sprache, sondern nur die Regel ‘Sprich wie du schreibst’, den Weg gewiesen hat, sieht man am deutlichsten an den nicht seltenen etymologischen Verkehrtheiten, die durch die Unsicherheit der Orthographie entstanden sind. Wir finden im 16.—18. Jahrhundert wegen des Zusammenfalls der Laute häufiges Schwanken der Schreibung. Meist hat allerdings die historisch berechtigte Orthographie schliesslich gesiegt, im Anschluss an zusammengehörige Gruppen; vielfach aber, besonders bei literarisch selteneren oder etymologisch nicht durchsichtigen Wörtern hat die falsche Schreibung sich festgesetzt. Und wir bilden jetzt in unserer Musteraussprache getreulich die falsche Orthographie nach. Es sollte richtig heissen z. B. *sprützen, der Bülz, der Kütt, das Müder*, wir schreiben aber und sprechen deshalb heute *spritzen, Pilz, Kitt, Mieder*. Umgekehrt sollte es heissen *flistern* und *riffeln*, die historisch-falsche Orthographie zwingt uns aber heute zu *flüstern* und zu *rüffeln*; wer jedoch nach Zermatt reist, spricht trotzdem nicht *Rüffelberg* und *Rüffelhaus*, weil diese Ortsnamen die richtige Orthographie gewahrt haben. Es sollte ferner heissen *die Schläufe* und *spreuzen*, wir schreiben aber und sprechen demgemäss *Schleife* und *spreizen*. In manchen Fällen hat die Unsicherheit der Orthographie sehr lange gedauert. Noch Goethe schrieb das historisch richtige *ergetzen*, welches mit *setzen* völlig in der Bildung übereinstimmt: wir aber müssen jetzt nach der falschen Schreibung *ergötzen* sprechen. Goethe schrieb aber auch noch das falsche *Gebürge*, welches trotz des daneben stehenden





Berg sich lange hielt. Hätte diese Schreibung gesiegt, so müssten wir heute *das Gebürge* sagen, ebenso wie wir — trotz *wert* — die *Würde* und *würdig* sprechen müssen. Gleichfalls bis ins 18. Jahrhundert hielt sich die Schreibung *heurat, heuraten*. Man musste hier unsicher sein, ob man *ei* oder *eu* zu schreiben habe, da das Wort etymologisch isoliert war: man sprach natürlich stets nur *heirat*. Wir aber würden, wenn die falsche Schreibung gesiegt hätte, heute gezwungen sein *heuraten* zu sprechen. Der Name des Helden Sigifrid der germanischen Sage war schon im 12. Jahrhundert zu *Sîfrit* kontrahiert. Mit der Diphthongierung gab das *Seifrid, Seifert*. Schon seit dem 16. Jahrhundert schwankte die Schreibung bei dem nun etymologisch unklaren Namen ratlos zwischen *ei* und *eu*. Heute sind wir genötigt, auch durch die Aussprache die Familiennamen *Seifert* und *Seufert* sauber zu scheiden.

Auf dem Gebiete des Konsonantismus müssen wir jetzt die durch die historische Orthographie im ganzen richtig geschiedenen *d* und *t*, *b* und *p* trennen. Die Scheidung gemäss der Schreibung fordern schon die älteren Grammatiker wie Gottsched. Aber die Ausführung ist für den hochdeutschen Mund lange Zeit sehr mangelhaft geblieben. Die heutige Orthoepie will die klarere Trennung nach den niederdeutschen Lautwerten vorschreiben. Das ist durchaus zweckmässig und kann allein zum Ziele führen.[25]) Aber auch hier gilt nur die Schreibung als Leitstern. In früheren Jahrhunderten hat die Vermengung der Laute in der gesprochenen Sprache bei diesen Konsonanten manche falsche Orthographie zu Wege gebracht, der wir uns nun bemühen müssen, zu einem künstlichen Leben zu verhelfen. Es müsste z. B. richtig heissen *tunkel, tumm, die Tohle, der Tocht, der Tuft* und umgekehrt *dösen, das Gedöse, draben, Drümmer*. So müssten wir heute sprechen, wenn die Losung 'Weg mit dem Schriftbilde' Geltung gehabt hätte bei der Festsetzung unserer Normalaussprache.[26])

Dass aber das umgekehrte Prinzip gegolten hat, mag durch diese Beispiele zur Genüge gezeigt sein.[27]) Diesem Prinzip des engsten Anschlusses der Aussprache an den geschriebenen Buchstaben folgte man früher unbeirrt. Die orthoepischen Regeln der ältern nhd. Grammatiker wie Gottsched, Adelung und anderer predigen diese Wahrheit und suchen nach der Schrift sogar Lautunterscheidungen hervorzurufen, welche schliesslich nicht durchgedrungen sind. So mühte man sich ab die Reste der bairischen *ai*-schreibungen wie *Waizen, Haide* lautlich vom *ei* zu trennen, was deshalb nicht gelingen konnte, weil die Gruppe *ei* selbst schon als *ai* gesprochen wurde.[28]) Ja noch Karl Heyse 1838 hat in Bekämpfung der ungenügenden Formel 'Schreib wie du sprichst', freilich nur in hypothetischer Form, sogar die richtige Theorie erfasst, wenn er sagt: 'Eher könnte man ohne Nachteil jene Regel geradezu umkehren:



Sprich wie geschrieben wird, oder dem herrschenden Schreibgebrauche gemäss'.[29]) Eine Verdunkelung und Störung des natürlichen geschichtlichen Verlaufs wurde nun verursacht durch die seit Jacob Grimm erstandene historisch-grammatische Richtung. Die Germanisten schätzten die Volksmundarten als natürliche Weiterentwicklung der altdeutschen Dialekte, sie drangen auf Beachtung der lebenden Sprache und waren geneigt, die auf dem Papiere entwickelte geschriebene Sprache und unsere Orthographie gering zu schätzen. Aus dieser Stimmung heraus erklären sich die Versuche einer historischen Orthographiereform in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die die mhd. Schreibung und am liebsten auch die mhd. Laute im nhd. wiederherstellen wollten.[30]) Und ein Ausläufer dieser historischen, ich möchte sagen romantisch-sentimentalen Richtung ist auch die Tendenz der germanistisch gebildeten Orthoepiker, das Schriftbild für die Aussprache zu verbannen und die Entscheidung aus der gesprochenen Sprache zu suchen. So erklärt es sich z. B., wenn Viëtor und andere das in- und auslautende *g* nach mitteldeutscher und niederdeutscher Aussprache als Spiranten gesprochen haben wollen; so erklärt sich auch die Ratlosigkeit der Berliner Konferenz hinsichtlich der langen *e*-Laute, die man nach der gesprochenen Sprache gemäss der Etymologie auseinanderhalten möchte, obwohl die einzelnen hochdeutschen Mundarten wieder sehr von einander abweichen und eine Regelung auf dieser Basis verbieten.[31]) Unterdessen befolgte aber die Schule ruhig die alte Praxis weiter, möglichst die Schreibung zur Führerin zu nehmen. Und die tatsächliche Bühnenaussprache, welche die Berliner Konferenz schon vorfand, beruht doch wesentlich auf dem Bestreben der Praktiker, den Buchstaben der Orthographie für immer feinere lautliche Verhältnisse als Richtschnur wirken zu lassen.[32]) Dass die Bühne für in- und auslautendes *g* den Verschlusslaut vorgeschrieben hat, erklärt sich daraus, dass man meinte, dem Buchstaben *g* komme nun einmal dieser Wert, den er im Anlaut schon unbestritten hatte und den man auch in fremden Sprachen mit ihm verband, als ihm eigentümliche Lautung von rechtswegen zu und müsse für ihn also durchgeführt werden.[33]) Diese Entscheidung ist dem seit Jahrhunderten befolgten Prinzip unserer Normalaussprache gemäss und wird ebenso siegen, wie die von Norddeutschland ausgehende Buchstabenaussprache aller langen *e*-Laute als geschlossenes *e* wo e geschrieben wird und als offenes *ä* wo die Orthographie ä bietet, also *leben*, aber *wählen*, obwohl die Sprachgeschichte und die hochd. Volkssprache umgekehrt *läben*, aber *wēlen* fordern würde.[34])

Wenn also zur Entscheidung zweifelhafter Fragen unserer Normalaussprache der enge Anschluss an die Schreibung das systemgemässe ist, so hat dieses System doch schon früher einige Durchbrechungen erlitten. Der Anglist Emil Koeppel hat



kürzlich eine inhaltreiche Schrift veröffentlicht mit dem Titel: „Spelling pronunciation. Bemerkungen über den Einfluss des Schriftbildes auf den Laut im Englischen.“[35]) Er zeigt da, dass doch in so manchen Einzelheiten durch die Macht der immer vordringenden Schulbildung die Schreibung den Laut der englischen Sprache verändert hat, welche ja von Haus aus eine speaking pronunciation besitzt. Bei uns liegt die Sache grade umgekehrt. Das unserer Aussprache von Anfang an zu grunde liegende System ist, wie wir gesehen haben, die spelling pronunciation. Aber in gewissen Fällen hat sich gegen die Schrift eine speaking pronunciation durchgesetzt, eine Aussprache nach der lebenden Sprache, die in den älteren Fällen stets zur obersächsischen Lautung stimmt.[36]) Auf einige Beispiele hiefür will ich hinweisen.[37]) In den meisten hochdeutschen Mundarten ist *ch* vor *s* zu *k* geworden: *wachsen, Ochse, Fuchs.* Nur das Hochalemannische der Schweiz hat noch den echten Laut *waχse, oχs, fuχs* bewahrt. Der Uebergang ist in Mitteldeutschland wohl schon vor dem 16. Jahrhundert eingetreten, aber die Orthographie hat das Ursprüngliche festgehalten.[38]) Hier wird schon von den Grammatikern des 17. und 18. Jahrhunderts die Aussprache als *ks* gelehrt, die schriftgemässe Aussprache der Schweizer war in den übrigen Gegenden später nicht mehr durchzuführen. Auch die Niederdeutschen, die selbst hier Assimilation zu *ss* hatten (*wassen, osse, vos*) sind dem obersächsischen Vorbilde gefolgt und haben die *ks*-Aussprache übernommen. — Eine Sprechaussprache ist auch das schon erwähnte anlautende *schp, scht* in *spielen, stehen.* Schon Gottsched gibt dies als die in Meissen übliche Aussprache an. Und wenn im 19. Jahrhundert die Niederdeutschen und die Schulen eifrig versucht haben, die Schriftaussprache *sp, st* durchzuführen, so ist ihnen dies nicht gelungen unter dem Gegendrucke der germanistisch-gelehrten Richtung.[39]) Ergötzlich war es aber zu beobachten, wie die Praktiker sich lange bemüht haben, für diese *st, sp* wenigstens ein ‘weicheres oder weniger dickes *sch*’ zu fordern, um dem Schriftunterschiede gerecht zu werden.[40]) Die von Germanisten beratene ‘Bühnenaussprache’ schreibt für *st, sp* gewöhnliches *sch* vor. — Die Bühnenaussprache selbst hat bei ihrem schriftgemässen in- und auslautenden *g* doch noch eine Ausnahme zugelassen, die eine Konzession an die Sprechsprache darstellt. Nämlich in der Auslautssilbe *-ig* soll gesprochen werden *freudich, Könich*; ebenso wenn diese Silbe vor Konsonanten tritt: *der Freudichste, des Könichs.* Dagegen regelrecht vor Vokal *der Freudige, die Könige.* Die Ursache davon ist, dass diese Aussprache wegen des vorhergehenden *i* so fest sass und so allgemein war, dass die meisten Bühnen sie übten. Die Germanisten der Kommission haben sich bemüht, das nun nachträglich theoretisch zu stützen.[41]) Das Natürliche und Konsequente wäre gewesen, auch in der Endung *ig* den Verschlusslaut völlig durchzu-



führen, was von süddeutschen Orthoepikern mit Recht empfohlen wird,[42] deren Mundart es entspricht.

Doch ich will Ihre Geduld nicht durch weitere Einzelheiten ermüden, sondern meine Ausführungen mit einem Phantasiebilde abschliessen. Die Heimat unserer Schreibsprache, Kursachsen, hatte im 16. Jahrhunderte, nach dem Siege Moritzens von Sachsen über Kaiser Karl V., eine kurze Zeit Aussicht die Rolle zu übernehmen, die später Brandenburg-Preussen zufiel, nämlich die politische Zentralmacht von Deutschland zu werden. Stellen wir uns einmal vor, dass das geschehen sei, oder noch besser, setzen wir den Anfang eines obersächsischen starken Kaisertums noch über hundert Jahre früher, ins 14. bis 15. Jahrhundert, als noch nicht durch den Buchdruck und das gesteigerte Lesebedürfnis der Reformationszeit das Schriftbild intensiver wirkte. Dann hätte es geschehen können, dass die höhere Verkehrssprache dieses politisch führenden Landes als eine selbständige Macht aufgetreten wäre, welche neben den veralteten und veraltenden Wortbildern der Schreibsprache sich in ihren Lautformen lebendig weiter entwickelt hätte und von den übrigen Provinzen als massgebende Verkehrssprache anerkannt worden wäre. Dann würden wir heute auf Grund der obersächsischen Sprechformen in unserer gebildeten Aussprache vielleicht ähnlich von der Schrift abweichen, wie die Engländer und z. B. *Klēt* sprechen statt des geschriebenen *Kleid*, wie die Engländer *sēⁱ* statt *say*, oder wir würden *nail* sagen für geschriebenes *Nagel*,[43] wie die Engländer *nait* für geschriebenes *night*, oder wir würden *schlafen* schreiben und *schlåfen* sprechen, wie der Engländer *all* schreibt und *åll* spricht. Ich meine aber, wir dürfen zufrieden damit sein, dass mangels einer altobersächsischen dominierenden Hofsprache man künstlich die veralteten Formen unserer Schrift im Sprechen nachgebildet und so eine Uebereinstimmung zwischen Laut und Schreibung hergestellt hat, wie sie jetzt unserer Aussprache zu grunde liegt.



Anmerkungen und Zusätze.

Vorbemerkung: Da es im Rahmen einer akademischen Rede unmöglich war, den Gegenstand auch nur einigermassen zu erschöpfen, so folgen hier ausser Nachweisungen auch eine Reihe von Erweiterungen und Ausführungen, soweit sie mir nötig schienen, um das im Texte Gesagte zu stützen und zu verdeutlichen. — Hinsichtlich der phonetischen Transskription bin ich bemüht gewesen, im Interesse eines weiteren Leserkreises mit den geringsten Mitteln auszukommen.

1) Nur wird von den Vertretern der spirantischen Aussprache nicht der md. stimmlose, sondern der niederd. stimmhafte Laut gefordert.

2) Wilh. Viëtor, 'Elemente der Phonetik und Orthoepie des Deutschen, Englischen und Französischen. Mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrpraxis'. 1. Aufl. Heilbronn 1884. Hier zitiert nach der 5. Aufl. Leipzig 1904. Speziell der deutschen Orthoepie gewidmet sind die kleineren Schriften desselben: 'Die Aussprache des Schriftdeutschen'. 5. Aufl. Leipzig 1901 und: 'Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Ein Vortrag'. 3. Aufl. Marburg 1901. — Moritz Trautmann, 'Die Sprachlaute im allgemeinen und die Laute des Englischen, Französischen und Deutschen im besonderen'. Leipzig 1884—86. Ders. 'Kurze Lautlehre des Deutschen Französischen und Englischen'. Bonn 1903. — Karl Erbe, 'Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen'. Stuttgart 1897. (Vgl. Gartner, Zeitschr. für Deutschen Unterricht 11, 274 ff.)*)

3) Th. Siebs, 'Deutsche Bühnenaussprache. Ergebnisse der Beratungen zur ausgleichenden Regelung der deutschen Bühnenaussprache, die vom 14.—16. April 1898 im Apollosaale des Königl. Schauspielhauses in Berlin stattgefunden haben'. Berlin 1898. Hier zitiert nach der vermehrten 2. Aufl. Berlin 1901. — Danach für die Bühnenpraxis bearbeitet: Th. Siebs, 'Grundzüge der Bühnenaussprache'. Berlin 1900.

4) Vgl. z. B. H. Paul, Principien der Sprachgeschichte ^{2} (1886) S. 352 f. ^{3} (1898) S. 380 f.

---

*) Erst nach Abschluss des Manuskripts habe ich das soeben erschienene Buch von Otto Jespersen, Phonetische Grundfragen (Leipzig und Berlin 1904) gelesen, dessen Kapitel III (S. 33—64) von einem allgemeineren Standpunkte aus über 'Die beste Aussprache' handelt, mit besonderer Berücksichtigung des Deutschen, Englischen und Französischen. Bei aller Anerkennung des trefflichen Buches kann ich doch aus diesem Kapitel — trotz mancher feinen Einzelbemerkung — für unsere Frage keine Förderung entnehmen, weil Jespersen die geschichtliche Entwicklung unserer gesprochenen Normalsprache verkennt. Mit dem gesprochenen Englischen und Französischen lässt sie sich deshalb nicht unter dem gleichen Gesichtspunkte behandeln, weil diese ihrer Grundlage nach Sprechsprachen sind, während umgekehrt das gesprochene Schriftdeutsch die Schreibsprache zur Grundlage hat. Die 'Zweckmässigkeit', welche Jespersen S. 38 als Regulator für die beste Aussprache in Anspruch nimmt, könnte an sich wohl einmal dazu erhoben werden, ist aber — wenigstens bis jetzt — im Deutschen noch nicht mit dieser Rolle betraut worden.



5) Die Literatur hierüber findet sich in den Jahresberichten für German. Philol. seit 1898 unter VIII. E verzeichnet. Ich hebe hier hervor die 'Gutachten und Berichte über die Schrift „Deutsche Bühnensprache" von O. Brenner, K. Erbe, Fr. Kluge, H. Paul, Jos. Seemüller, O. Behaghel und Ed. Lohmeyer', Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft 16 (Berlin 1899). — Ferner M. H. Jellinek, Anz. für Deutsches Altertum 25, 335ff.; K. Luick, Zur Frage nach einer deutschen Musteraussprache, Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachvereins 15, 252ff. O. Brenner, Ueber Sprache und Aussprache, Wissenschaftl. Beihefte 22 (Berlin 1903). — Am schärfsten ablehnend äussert sich Fr. Kauffmann, Zeitschr. für Deutsche Philologie 33, 240.

6) Hauptvertreter dieser Ansicht ist Karl Luick, der dieselbe neuerdings für ein bestimmtes Gebiet durchzuführen versucht hat in einer sehr lehrreichen und gehaltvollen Schrift: 'Deutsche Lautlehre. Mit besonderer Berücksichtigung der Sprechweise Wiens und der österreichischen Alpenländer'. Leipzig und Wien 1904.

7) Die Quantitäten sind besonders schwankend in den Fällen des langen Vokals vor zweifacher Konsonanz, am häufigsten vor *r* + kons., indem daneben — provinziell geschieden — meist auch kurze Vokale gesprochen werden. Da die Schreibung hier keinerlei Anhalt gibt, so gilt es für jedes einzelne Wort eine Entscheidung zu treffen. In diesem Falle kann also nicht das Schriftbild, sondern nur die gesprochene Sprache massgebend sein. Und dadurch erklärt sich das Schwanken und die Unsicherheit der Entscheidungen. Die Kürzen sind besonders Norddeutschland eigen, da das Niederdeutsche vor zweifacher Konsonanz auch alte Längen konsequent kürzt. Die Längen sind im wesentlichen hochdeutsch, bes. ostmitteldeutsch. Letzterem Kanon schliesst sich meistens die Bühnensprache an, während z. B. der Norddeutsche H. Paul niederdeutsche Kürze in Worten wie *Jagd*, *Arzt*, *Scharte* u. a. fordern möchte. Vgl. auch Siebs[2] S. 87f. — Eine konsequente Schreibaussprache könnte nur geschaffen werden, indem man lehrte, ausnahmslos vor zweifacher Konsonanz Kürze zu sprechen. Dann müssten aber auch alle alten Längen in diesem Falle verkürzt und *ĕrste*, *Gebĕrde*, *Klŏster*, *hŭsten*, *Schŭster* etc. gesprochen werden. Das würde dem niederdeutschen Ideal entsprechen, wäre aber jetzt kaum noch durchführbar. Im wesentlichen wird man also den Entscheidungen der Konferenz beistimmen dürfen.

8) Diese Erwägung entscheidet m. E. gegen die Provinzialschulsprachen. Die von Luick behandelten österreichischen Länder sind allerdings dem Sprachstamme nach einheitlich. Auch in Preussen könnte man sich für viele Provinzen Provinzialschulsprachen denken. Aber für andere, wie z. B. Provinz Sachsen, die Niederdeutsche und Mitteldeutsche enthält, geht dies schon nicht an. Und für Länder wie Baden und Württemberg, die beide oberdeutsche und fränkische Gebiete umfassen und deren Lehrer im ganzen Lande wechseln, kann es nur eine Schulaussprache geben. So lehrt denn der württembergische Orthoepiker K. Erbe (Fünfmal sechs Sätze S. 11) auch die durchgängige Aussprache des inlautenden *g* als Verschlusslaut. Und in den badischen Volksschulen wird, wie mir Herr Oberlehrer H. Göckel in Heidelberg mitteilt, auch in den pfälzischen Landen überwiegend das alemannische inlautende *g* gefordert, wenn auch die Durchführung natürlich sehr unvollkommen ist.



9) Ein Beispiel einer solchen hochdeutschen Provinzialverkehrssprache, die nicht von der nhd. Schriftsprache abhängt, sondern von einer früheren Provinzialschreib- und Drucksprache, ist das 'Schwizerdütsch', welches auch von den gebildeten Deutschschweizern noch gesprochen wird, wenn sie unter sich sind, und welches nicht mit den eigentlichen Volksmundarten zu verwechseln ist, wenngleich es ebenfalls örtliche Verschiedenheiten zeigt. In absehbarer Zeit wird aber auch diese Verkehrssprache wohl der Alleinherrschaft der nhd. Schriftsprache zum Opfer fallen. Vgl. hierzu E. Tappolet, Ueber den Stand der Mundarten in der deutschen und französischen Schweiz. Zürich 1901. Dazu Zimmerli, Idg. Forschungen 16, Anz. 35 ff.

10) Vgl. hierzu die Ausführungen von Fr. Kluge 'Ueber die Entstehung unserer Schriftsprache' (Wissenschaftl. Beihefte zur Zeitschr. des Allgemeinen deutschen Sprachv., Heft 6) S. 2f.; und 'Goethe und die deutsche Sprache' (Wissensch. Beih., Heft 22) S. 39 ff.

11) Die Zeugnisse finden sich gesammelt bei A. Socin, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen, Heilbronn 1888. Vgl. auch Wilmanns, Die Orthographie in den Schulen Deutschlands (1887) S. 4 f.

12) Auch in seinen Dichtungen der Leipziger Zeit hält sich Goethe an das Muster der sächsischen Schriftsprache. Die bewusste Einmischung des Provinziellen zeigt sich erst in der Sturm- und Drangperiode. — Uebrigens wendet sich die Polemik Goethe's nicht bloss gegen die Aussprache, sondern überhaupt gegen die Anforderung, die sächsische Schriftsprache auch im Sprechen anzuwenden, insbesondere hinsichtlich der Wahl der Worte und Redewendungen. Vgl. auch v. Löper zur Stelle (Hempel 21, 264 f.).

13) D. h. nicht die eigentlichen örtlichen Volksmundarten, sondern die provinziellen Sprachen des höheren Verkehrs, welche (anders als das Anm. 9 berührte Schwizerdütsch) doch schon mehr oder minder von der nhd. Schriftsprache beeinflusst waren.

14) Sprachkunst[3] (1752) S. 44.

15) Vgl. Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren, S. 10 f.; Siebs, Deutsche Bühnenaussprache[2], S. 18 f.; Trautmann, Kleine Lautlehre, S. 71. — Der erste Vertreter dieser Theorie ist wohl Goethe in seinem bekannten Gespräch mit Eckermann (Teil III unter dem 5. Mai 1824): auch bei ihm handelt es sich wesentlich darum, dass nur die Norddeutschen *b*, *d*, *g* und *p*, *t*, *k* auseinanderzuhalten vermögen.

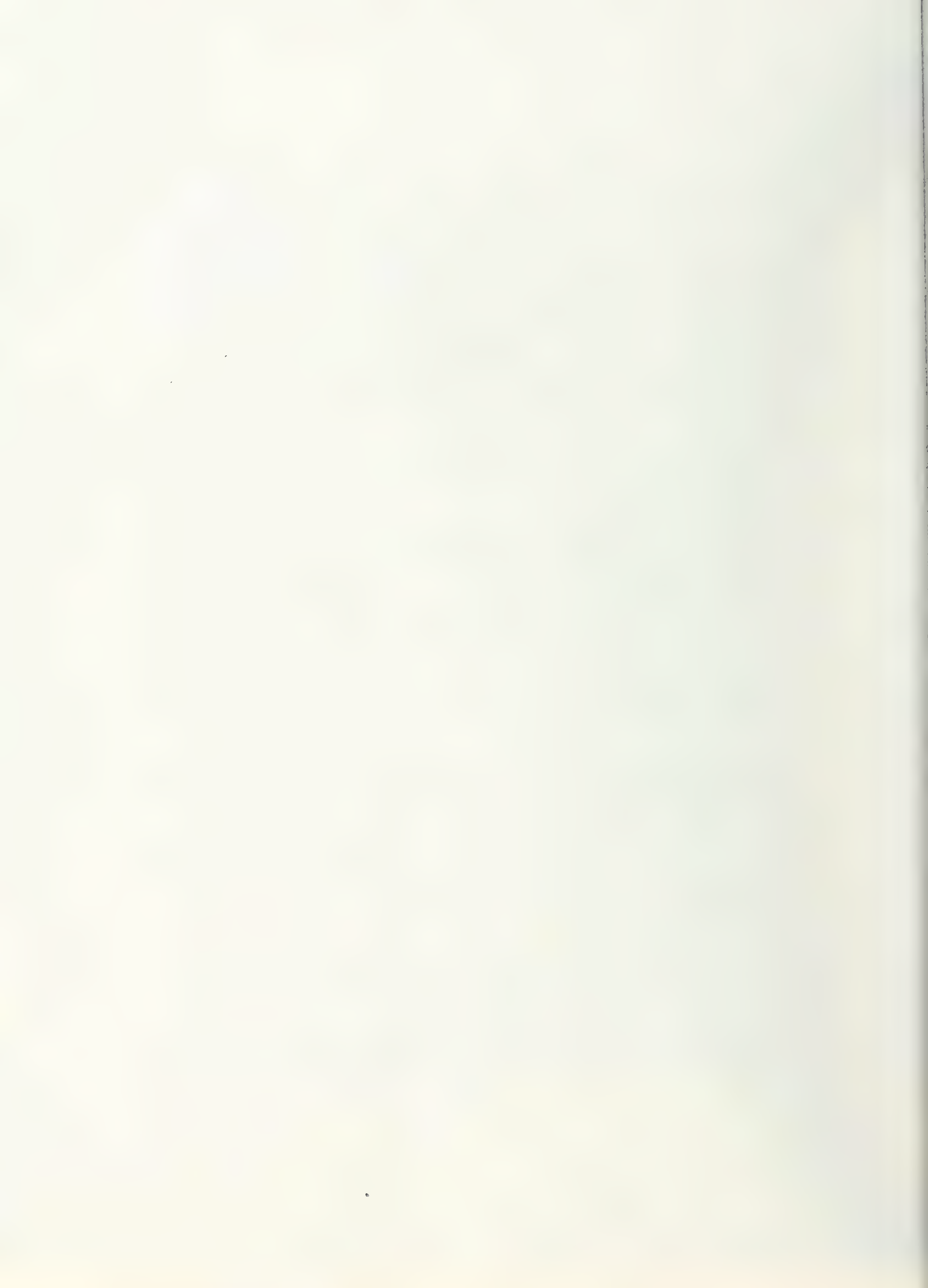
16) Vgl. z. B. das unten Anm. 33*** über *w* Bemerkte.

17) Vgl. hierzu Jespersen, Phonetische Grundfragen, S. 45.

18) Nur in Schlesien gilt auf md. Gebiete der Verschlusslaut. Genaueres hierüber s. Viëtor, Phonetik[5], S. 172 ff.

19) Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren[3], S. 20 Anm. 1; Phonetik[5], S. 174 f. — Dagegen tritt Trautmann (Kleine Lautlehre, § 339) noch immer scharf für die spirantische Aussprache ein.

20) Das bezieht sich hier natürlich nur auf die phonetische Seite, die Aussprache. Die schon oben S. 6 f. hervorgehobene Tatsache, dass hinsichtlich Wortwahl, Satzbau und Wortform unsere gesprochene Hochsprache durchaus der Schreibsprache



nachgebildet sei, wird von niemand in Zweifel gezogen. Wenn sich nach Vollendung dieses Prozesses, seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nun umgekehrt fortdauernd Auffrischungen und Bereicherungen dieser sonst verknöchernden Schreibsprache durch die gesprochene Umgangssprache, ja sogar durch die Volksmundarten vollzogen haben, so ist das gewiss als sehr heilsam zu betrachten: man darf nur nicht umgekehrt in den Fehlschluss verfallen, dass die Schreibsprache der gewöhnlichen Prosa sich möglichst an die Sprechsprache anzuschliessen habe. Der „papierene Stil", so weit er nach unserer jetzigen Uebung wesentlich für das stille Lesen mit dem Auge bestimmt ist, darf gegenüber dem Sprechstil seine Eigenart wahren. Er hält unter anderem auf feste Wortformen, Pausalformen, während der Sprechstil sich Sandhiformen gestatten darf. Wenn z. B. neuerdings manche Germanisten meinen, man müsse durchaus *glaub ich, hab ich* schreiben, weil man stets so spreche, so ist das ungerechtfertigt. Das *-e* ist als flexivisches Merkmal für die Schreibsprache nicht zu entbehren. Mich als Ostmitteldeutschen, dem die Endsilben *-e* auch in der gesprochenen Sprache festsitzen, stören solche Schreibformen und ich bin mir bewusst, oft genug unelidiert auch *habe ich* etc. zu sprechen. Man müsste sonst z. B. in der Enklise auch *denken Se, sagte se* oder wenigstens — zur Bezeichder Kürze — *si* schreiben, da das lange *sie* kaum gesprochen wird. — Vgl. den gehaltreichen Vortrag von O. Behaghel, Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Heft 17/18. Berlin 1900).

21) 2. Aufl., S. 13. 26.

22) Die obersächsische Sprechsprache übte sogar noch im 16. Jahrhundert dauernd weiteren Einfluss auf die Formen der Schreibsprache, so z. B. indem die obersächsischen Sprechformen mit End-*e* viel weiter vordrangen, während die obersächsische Schreibsprache in der ältern Zeit vielfach nach süddeutschem Muster Formen ohne *-e* bevorzugt hatte. Das tritt ja bekanntlich grade in Luthers Schriften hervor, die früher weniger Endsilben *-e* haben, als in seiner späteren Zeit.

23) Natürlich auch hier mit successive enger werdender Annäherung an das Schriftbild. Die Zeugnisse zur genaueren Erkenntnis dieser Vorgänge fliessen freilich spärlich, da die Beachtung phonetischer Dinge früher sehr mangelhaft war. Einiges siehe bei O. Brenner, Wissenschaftliche Beihefte 22, 51 ff. und bei Kluge an den oben Anm. 10 genannten Stellen.

24) Erbe, Fünfmal sechs Sätze, S. 16. — Diese Trennung der beiden Diphthongreihen müsste eigentlich das Ideal aller historischen Orthoepiker sein, denen das 'weg mit dem Schriftbilde' Gesetz ist. Aber angesichts der vollendeten Tatsache, dass die Gebildeten der meisten deutschen Gegenden den durch die Schreibung veranlassten Zusammenfall in ihrer Aussprache der Schriftsprache bereits durchgeführt haben, hat die Berliner Konferenz diese Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen und selbst der extremste Vertreter dieser Richtung, Trautmann, beschränkt sich darauf, den Zusammenfall der 'zwiegalme' sehr zu beklagen: 'Die „gute Aussprache" wirft hier grob zusammen, was die Mundarten fein und sicher scheiden' (Kleine Phonetik, S. 84 f.).



25) Wenn einige Orthoepiker sich damit begnügen möchten, von den Hochdeutschen nur die Trennung durch die Intensität zu verlangen, so ist es meiner Erfahrung nach viel leichter, den grösseren Kontrast der stimmhaften Lenis zur stimmlosen Fortis künstlich zu erlernen, als den geringeren der stimmlosen Lenis zur Fortis. In guten Schulen lernen heutzutage die hochdeutschen Kinder ohnedies die französischen und englischen stimmhaften Konsonanten sprechen. Einem phonetisch geschulten Lehrer wird es nicht schwer sein, ihnen die Anwendung dieser Laute auch im Deutschen beizubringen.

26) Weiteres Material für orthographische Verwechslungen bei Vokalen und Konsonanten findet sich bei K. v. Bahder, Grundlage des nhd. Lautsystems. Strassburg 1890.

27) Ich weise hier noch hin auf die ausserordentlich zahlreichen Fälle des unetymologischen *p* (*Bokal, Banier, Bülz, butzen, birschen* etc., vgl. v. Bahder 224 ff.), die als Reste oberdeutscher Schreibung in unserer Orthographie hängen geblieben sind und nun nur nach dem Schriftbilde von dem gleichwertigen anlautenden *b* geschieden werden müssen. — Ferner sprechen wir mit der Berliner Konferenz *manche*, aber *billige*, während wir 'unbeeinflusst vom Schriftbilde' doch umgekehrt *mange*, aber *billiche* (vgl. dazu unten Anm. 41) sprechen müssten. Im 18. Jahrhundert war die Schreibung der Deminutiva mit *-gen* (*Mädgen, Häusgen*) ziemlich verbreitet. Hätte diese Schreibung gesiegt, so würden wir heute Verschlusslaut *g* sprechen müssen. Auch in den orthographischen Vertauschungen der weichen und harten *s* (mhd. ʒ), wie *Ameise, Kreis, Los* und *losen, verweisen*, hat unsere Aussprache dem Buchstaben zu folgen. Ueber die Scheidung der Gruppen *Kirsche* — *Hirse* s. u. Anm. 40. — Als Rest des rein graphischen *j* im Anlaut (*jhm, jhr* etc. im 16. Jh.) ist bestehen geblieben *je, jeder, jemand, jetzt*, was heute richtig *ie* (d. i. *i*), *ieder, iemand, ietzt* heissen sollte (wie *nie, niemand*). Aber unter Einfluss der Niederdeutschen, die hier von alters her konsonantisches *i* hatten, sprechen wir *j*. — Auf dem vokalischen Gebiete ist hervorzuheben, dass die seit dem 17. Jahrhundert in der Orthographie nach naiv-etymologischen Gründen geregelte Setzung des *ä* nun auch gegen die wirkliche Etymologie und gegen die lebendige Volkssprache von uns durch die Aussprache nachgebildet werden muss. Unbeschadet der von der Berliner Konferenz nicht entschiedenen Frage, ob man die geschriebenen langen *e* nach der hochdeutschen Volkssprache als geschlossene und offene scheiden dürfe (*heben* gegen *leben*, s. darüber unten Anm. 34), steht doch fest, dass jedes geschriebene *ä* als offenes *e* gesprochen werden muss, so dass wir z. B. jetzt *drehen, wehen* von den gleichwertigen *e* in *nähen, krähen, säen* etc. trennen müssen. Grade auf dem Gebiete des *ä* hat unsere nhd. Schreibaussprache die alten Verhältnisse schon definitiv zerstört.

28) Die älteren Orthoepiker bis auf Heyse sind einig in der Forderung, *ei* und *ai* in der Aussprache zu scheiden; auch *eu* und *äu* wollen sie getrennt gesprochen haben, vgl. Heyse, Theoretisch-praktische deutsche Grammatik, 5. Ausgabe, 1838, I, S. 163. Es gelang der (phonetisch naiven) Schule aber nicht, entgegen der lebenden Sprache, hier die Verschiedenheit der Schreibung durch akustisch deutliche Kontraste wiederzugeben. — Vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 142 und unten Anm. 37**).



29) Heyse 1, 195.

30) Vgl. hiezu Wilmanns, Die Orthographie (1887), S. 9 ff.

31) Siebs[2], S. 37 ff., vgl. S. 87 f.; Luick, Deutsche Lautlehre, § 137 ff.

32) Siebs[2], S. 13 will das freilich nicht glauben. Aber hier hat die Praxis gegen die Theorie nun einmal Recht. Unsere Schriftsprache ist eben durchaus ein Kunstprodukt, auf dem Papiere entstanden. Sie dient den Zwecken des Verkehrs und durchsetzen wird sich, was ihrem ganzen Entwicklungsgange, ihren praktischen Zwecken gemäss ist, nämlich die auf dem Papiere entstandene einheitliche Sprache immer vollständiger auch zur gesprochenen Kunstsprache zu machen. Auf regelrechte sprachgeschichtliche Entwicklung kommt es hier gar nicht an, so unangenehm das auch uns Sprachhistoriker berühren mag. Ich empfehle zur Beachtung die wie mir scheint nicht genug gewürdigte Abhandlung Adolf Noreen's in den Indog. Forschungen I, 95 ff. 'Ueber Sprachrichtigkeit', dessen Ansichten über rationelle oder zweckmässige Sprachentwicklung sehr viel Richtiges bieten, wenn man ihm auch nicht überall hin folgen wird. Vgl. dazu A. Johannsen, ebd. S. 232 ff.

33) Dass dies der Grund ist, legt richtig dar Trautmann, Kleine Lautl., S. 96. Wenn er freilich von dem 'Zuge zur orthographischen Lautgebung' spricht, der uns 'mehr und mehr' ergreife, so verkennt er eben, dass von jeher die Schreibung die Grundlage unserer gebildeten Aussprache gewesen ist. — Wie beim *g* verhält es sich auch beim inlautenden *b*. Hier hat ganz Niederdeutschland an den etymologisch entsprechenden Stellen Spiranten, ebenso ganz Mitteldeutschland (ausser kleineren Teilen, Behaghel, Grundriss I.[2] 722 ff.) und ein grosser Teil von Oberdeutschland. Hier hätten Viëtor und Trautmann, wenn die gesprochene Sprache massgebend sein sollte, ebenso gut die spirantische Aussprache für Norm erklären sollen. Aber es ist mit dem Buchstaben *b* im Anschluss an den Anlaut und die französisch-englische Geltung des Zeichens von Schule und Bühne schon so fest und so übereinstimmend der Begriff des Verschlusslauts verbunden worden, dass das 'weg mit dem Schriftbilde' hier nicht mehr verfangen hätte. Befördert war die Bewegung dadurch, dass die hochdeutschen Spirantengebiete im Auslaut den Verschlusslaut sprechen. — Rein dem Buchstaben zu Liebe ausgeklügelt ist die auf der Bühne geübte Aussprache der auslautenden *b, d, g* (sie kommen wesentlich nur nach langem Vokal vor, da nach kurzem nhd. Dehnung gilt): man hatte das Bestreben, sie von den geschriebenen *p, t, k* im Auslaut künstlich zu scheiden, also *das Rad* gegenüber *der Rat* (Siebs[2], S. 74—76 sub III, vgl. dazu Luick, Deutsche Lautlehre, S. 85—88). Man wagte aber noch nicht so weit zu gehen, die englischen stimmhaften Verschlusslaute in den deutschen Auslaut einzuführen, obwohl dies das eigentlich Systemgemässe gewesen wäre. Die Schule ist bis zu diesen Feinheiten der Buchstabenaussprache noch nicht vorgedrungen, wie auch noch Viëtor einfach lehrt, dass auslautendes *b, d, g* als *p, t, k* zu sprechen sei. — Interessant ist der Buchstabe *v*, bei welchem im Deutschen zwei verschiedene Lautgeltungen sich abgelöst haben. Die ältere war harter stimmloser Spirant (= *f*), welche in den Anlautfällen wie *Vater, voll* (neben *füllen*), *vor* (neben *für*) sich bis heute gehalten hat, inlautend nur in *Frevel*. Dem zufolge sprach



man früher auch in der deutschen Aussprache des Latein jedes lateinische *v* als *f*, also *ferbum, afe.* Das galt bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts durchaus; noch in meiner Jugend habe ich ältere Vertreter dieser Lateinaussprache gekannt (vgl. auch Trautmann, Die Sprachlaute, S. 303). Im Laufe der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts setzte sich aus gelehrten Erwägungen die Aussprache des lat. *v* als weicher (stimmhafter) labiodentaler Spirant durch. Indem die französisch-englische Geltung des *v* besonders in den vielen Fremdwörtern stützend hinzutrat, bildete sich in Schule und Praxis nunmehr das Gefühl heraus, dass auch im Deutschen das *v* als weicher Spirant zu sprechen sei. Man sprach also — abgesehen von den bekannten deutschen Wörtern mit altem *v* (*Vater* etc.) — nun in dubio stets den weichen Laut, auch in allen wesentlich nur durch die Schrift nahegebrachten deutschen Namen, wie *Vilmar, Verden, Villach.* Die Durchführung ist aber durch die Historiker gestört worden, welche lehrten, dass die an Ort und Stelle geübte Aussprache mit *f* als die historisch richtige zu fordern sei.*) Diese haben auch auf der Berliner Konferenz (Siebs[2], S. 58) die *f*-Aussprache solcher Namen durchgesetzt, sind aber dem schon weit vorgedrungenen Neu-*v* gegenüber in Halbheiten stecken geblieben. Sie hätten ruhig *Varel, Vilmar* etc. mit weichem Spiranten passieren lassen sollen, wie sie das in *Hannover* ('trotz der ortsüblichen Aussprache') mit Recht getan haben.**) Auch neben *Sievers* hätten sie den *Siefers* unterdrücken können. Ohne dieses Dazwischentreten wäre heute das Neu-*v* völlig durchgeführt bis auf die Reste des Alt-*v* in der Reihe *Vater* etc. Und auch dieses würde bei ungestört gebliebener Schreibaussprache wohl schliesslich dem Neu-*v* gewichen sein, wenn man nicht noch rechtzeitig die wünschenswerte Aenderung der Orthographie in *Fater, foll* etc. durchgeführt haben würde.***) — Für den Buchstaben *y* ist (zugleich mit gesteigerter Korrektheit in der Aussprache

---

*) Schon vor mehr als dreissig Jahren kämpfte R. Hildebrand in seinen Vorlesungen gegen die damals schon allgemein geübte Aussprache des Namens des Literarhistorikers *Vilmar* mit weichem Spiranten: es müsse *Filmār* heissen!

**) Die 'ortsübliche' Aussprache hat überhaupt gegenüber der schriftgemässen keine Aussicht auf allgemeindeutsche Annahme. Vgl. z. B. *Duisburg* (ortsüblich *Dūsburg;* so allerdings auch Siebs[2] S. 53, vgl. Viëtor, Phon.[5] S. 70), *Ems* (ortsüblich *ēms* mit langem geschlossenem *e*) und vieles andere. Deshalb hat die Bühnensprache auch mit Recht das schriftgemässe *Magdeburg* (nach *Magd*) festgesetzt statt des in der Provinz Sachsen allein üblichen *Mächdeburg* (mit niederdeutscher Kürze, oben Anm. 7).

***) In einer ähnlichen Umwertung ist jetzt das Zeichen *w* begriffen, dessen Erfindung auf germanischem Boden durch das Bedürfnis hervorgerufen wurde, den bilabialen Konsonanten (ursprünglich *u*-consonans) wiederzugeben. Die Aussprache des *w* ist in den oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten noch jetzt durchaus bilabial und demgemäss haben die Angehörigen dieser Gebiete auch in der Schriftsprache stets das *w* bilabial ausgesprochen. Im Niederdeutschen aber ist (wie im Romanischen das lat. *v* schon längst) das alte germanische bilabiale *w* zum Labiodental geworden. In den letzten Jahrzehnten fängt nun diese norddeutsche Aussprache des *w* auch auf hochdeutschem Gebiete an als feiner zu gelten und die Bühnenaussprache hat sie angenommen. Wenn also an Stelle des hochdeutschen bilabialen *w* der labiodentale weiche Spirant in der Normalaussprache gilt, so haben wir für diesen Laut nun zwei Zeichen, *w* und das Neu-*v*, ebenso wie für den entsprechenden harten Spiranten *f* und Alt-*v*. Da wäre es wirklich dringlich, zu einer Orthographiereform zu schreiten, das nun überflüssige *w* wegzutun und wie die Romanen nur *f* und *v* zu schreiben (*Fater* und *Vasser*).



des deutschen *ü*) die Aussprache als *ü* (nicht *i*) die systemgemässe und im Vordringen begriffene. Dem hätte die Berliner Konferenz noch mehr nachgeben dürfen (Siebs[2], S. 53, sub IV; vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 132 ff.). Von 'Pedanterie' wird hier nur der sprechen können, der wie der Oesterreicher (vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 71 Anm.) auch die Aussprache *übel* für das naturgemässe *ibel* als geziert betrachtet.*) — Auf der Vorstellung, dass das geschriebene *ng* einheitlich gesprochen werden müsse, beruht auch die in der Bühnenaussprache heimische Aussprache von *lang*, *jung* als *laŋ*, *juŋ*, während in Obersachsen und überwiegend in Norddeutschland die sprachlich ältere *laŋk*, *juŋk* herrscht. Die verschiedene Schreibung von *lang* und *Dank* erheischte notwendig auch eine verschiedene Aussprache. Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 257 f.**) — Endlich noch der Hinweis, dass auch die Forderung der Bühnensprache, in der Endsilbe *-em*, *-en*, *-el*, *-er* das *e* wirklich zu sprechen, allein durch die Schreibung hervorgebracht ist, da die natürlich gesprochene Sprache hier nur silbische *m*, *n*, *l*, *r* kennt. Die von der Bühne gewollte Schreibaussprache wird auch sonst von Leuten geübt, die stark unter dem Einflusse des Schriftbildes stehen (vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 151 f., Trautmann, Kl. Phon., S. 87 ff.) und ist gewiss als systemgemäss anzuerkennen. Wenn das aber mit der weiteren Hörbarkeit begründet wird (Siebs[2], S. 42, Luick, S. 77), so ist das Verwechslung von Ursache und Wirkung. Ob wohl die englische Bühne in Fällen wie *lesson*, *bacon* etwas anderes als silbisches *n* spricht?

34) Vgl. hierzu meine Ausführungen Beitr. 13, 580 und Viëtor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren, S. 24, Phon.[5], S. 117 f. — Bei dem grossen Schwanken der hochdeutschen Stämme in Einzelheiten der *e*-Laute würden die Germanisten der Berliner Konferenz ihrem Prinzip 'weg mit dem Schriftbilde' folgend

---

*) Im älteren Deutsch hatte das *y* ausser dem griechischen *υ* noch eine sehr starke einheimische Quelle. Es war aus der zunächst rein graphischen langen Form des *i*, die als *j* bei uns geblieben ist, entstanden, besonders in der Zusammenrückung aus *ij*, welche als Doppelschreibung das lange *ι* bezeichnete. So wurde *y* (wie im Englischen und Niederländischen) noch in Drucken des 16. Jahrhunderts regelmassig angewendet für das alemannische undipthongierte *ι* (*schyn*, *by* etc). Es stand aber auch allgemeindeutsch im 16. Jahrhundert für einfaches *j* im Anlaut (*ye*, *yhm*) und besonders im Diphthong (*frey*, *seyn*). Vgl. Wilmanns, die Orthographie (1887) S. 86. — Im 16. und 17. Jahrhundert wurden natürlich alle *y* als *i*-Laute behandelt und gesprochen. Nachdem aber die einheimischen *y* allmälich beseitigt waren, am spätesten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das *ey* im Diphthong, so waren nur allein die *y* der griechischen Fremdwörter übrig geblieben. Für das griechische *υ* wurde zur Zeit des Neuhumanismus auf die *ü*-Aussprache gedrungen, ebenso wie damals die deutsche Aussprache des lateinischen *v* reformiert wurde. Schon Voss in seiner *Odüssee* wollte durch die Schreibung *ü* in griechischen Namen diese Aussprache erzwingen. Und seitdem gilt für alle, die in deutschen Wörtern ein korrektes *ü* sprechen, auch für das *y* griechischer Wörter die *ü*-Aussprache als die normale. Das geht soweit, dass man auch bei den noch jetzt in der Schweiz stehen gebliebenen altalemannischen *y* (= *ι*) z. B. *Schynige Platte*, *Seldwyla* schon *ü* gesprochen hört. — Umgekehrt hat das Englische, welches allerdings die einheimischen *y* (aus *ij*, *j*) in grossem Umfange bewahrt hat, nun dem griechischen *y* durchaus den *i*-Laut gegeben.

**) 'Sprachgeschichtliche Entscheidung' (Sievers bei Siebs, S. 70) bietet die Analogie von *Lamm*, *Lämmer* keineswegs. Die Assimilation ist im Gegenteil geschichtlich immer zuerst nur intervokalisch und erst später analogisch in den Auslaut gedrungen. Zu *laŋŋe*, aber *laŋk*, vgl. mundartlich *Kint*, aber pl. *Kinner* oder *Kiŋŋer*.



nur dann zu einem Resultat gekommen sein, wenn sie entschlossen die obersächsische Aussprache der *e*-Laute als mustergiltig hätten vorschreiben wollen. Sie würden damit auch insofern systemgemäss gehandelt haben, als die Abweichungen vom Schriftbilde, die von älterer Zeit her in der Normalaussprache sich gehalten haben, alle obersächsischer Herkunft sind (s. S. 19 u. Anm. 36. 37). Aber gegenüber der Tatsache, dass die Buchstabenaussprache der *e*-Laute schon als das Ideal betrachtet und von der Bühne im Prinzip gehandhabt wurde, soweit die Schauspieler ihrer Stammessprache darin Herr wurden (vgl. Luick, Deutsche Lautlehre, § 114), wagten sie nicht diesen Schritt zu tun. Werden doch die Obersachsen von den buchstabenmässig sprechenden Niederdeutschen schon gern mit ihrer historisch richtigen offenen Aussprache *üben, sähen, läben* gehänselt. So kamen sie denn zu den bei Siebs[2], S. 40 zu lesenden Halbheiten. Rücksichtsloser ist Trautmann, der (Kl. Phon., S. 80f.) kurzweg die oberdeutsche Trennung der *e*-Laute für den Kunstredner vorschreibt. Er vergisst nur leider zu sagen, welche hochdeutsche Provinz für die Einzelheiten massgebend sein solle. In der Praxis würde daraus sich die Regel ergeben: Jeder spreche die *e*-Laute, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Auf diesem Wege ist natürlich eine Einigung der Aussprache nicht zu erreichen und man sieht nicht ein, weshalb dann nicht auch in anderen Fällen jene bequeme Regel gelten soll.

35) Quellen und Forschungen, Heft 89. Strassburg 1901.

36) Die ursprünglich obersächsische Grundlage unserer Schriftaussprache wird ganz besonders erhärtet durch die Quantitätsverhältnisse, welche mittels der Schrift öfter nicht genügend gekennzeichnet werden. Ausser dem schon oben Anm. 7 bemerkten sei hier noch besonders auf die Resultate von Ritzert hingewiesen, der Beitr. 23, 215ff. feststellt, dass gegenüber den meisten hochdeutschen Dialekten die schriftsprachlichen Verhältnisse vor *t* und *m* am besten zum Obersächsischen stimmen, also z. B. die Länge des *a* in *Vâter* gegenüber *Vatter* etc. Und wenn die Schriftsprache Dehnung in einsilbigen Worten, wie *Hôf, Glâs* hat, so tritt sie mit dem Obersächsischen und sonstigen Hochdeutschen im Gegensatz zu Niederdeutschland, welches hier allgemein die Kürze (*Hòf, Glàs*) festhält und zeugt damit gegen die Theorie von der 'hochdeutschen Form in niederdeutscher Aussprache' (oben S. 10ff. und Anm. 15). Wir müssen eben zwei Perioden unterscheiden, eine erste vom 16.—18. Jahrhundert, in welcher sich eine obersächsische Normalaussprache ausbildete, indem man die Schriftbilder mit den Mitteln obersächsischer Lautgebung möglichst getreu wiederzugeben trachtete. In dieser Normalaussprache hatten schon die obersächsischen Quantitäten und vieles andere ein festes Dasein gewonnen. Seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts wurde nun diese obersächsische Aussprache modifiziert durch das Norddeutsche. Dies war erst recht eine 'spelling pronunciation', indem die Buchstaben von den sprachfremden Niederdeutschen nun mit niederdeutscher Lautung wiedergegeben wurden, was wegen der dadurch ermöglichten scharfen Scheidung der Konsonanten auf die Hochdeutschen Eindruck machte.*) Aber die

*) Vgl. die oben Anm. 15 zitierten Ausführungen Goethes zu Eckermann.



ursprünglich obersächsische 'spelling pronunciation' ist doch als Grundlage geblieben und durch die norddeutsche Aussprache nur teilweise verdrängt worden.

37) Eine obersächsische 'speaking pronunciation', und zwar eine recht alte, ist auch die Wiedergabe des schriftsprachlichen *ei* durch *ai* (genauer *ae*), die auf dem grössten Teile des hochdeutschen Diphthongierungsgebiets herrscht (nur das Schwäbische hält das echte alte *ei* fest). Sie hat die Versuche, die geschriebenen *ai* und *ei* durch die Aussprache zu scheiden, resultatlos gemacht (oben S. 17 und Anm. 28*) und verwirrt noch jetzt unsere Aussprache des Griechischen, die *ει* und *αι* zusammenwirft. Unser *ei* ist als historische Schreibung zu betrachten. Die Norddeutschen haben hier die obersächsische Aussprache einfach übernommen. — Etwas anders verhält sichs wohl mit unserer Normalaussprache des geschriebenen *eu*, *äu* als *oi* (genauer *oö*, Siebs, S. 54), die ebenfalls für unsere Schulaussprache des Griechischen durch Zusammenwerfen des *ευ* und *οι* verhängnisvoll geworden ist. Ich bin geneigt, dieselbe für eine spelling pronunciation zu halten. Da in den meisten hochdeutschen Gebieten die in nhd. *eu* zusammengefallenen mhd. *eu* und langen *ü* zu den mhd. *ei* und *î* entsprechenden Lauten geworden sind (obersächs. *Bēme* und *Haiser*, vgl. rheinfr. *Bām* und *Haiser*), so sprach man zunächst in Mitteldeutschland auch das geschriebene *eu* wie das geschriebene *ei*, also obersächsisch altschriftsprachlich zunächst *Baime* und *Haiser*. Dagegen kämpfte schon von früh an die Schule (vgl. Gottsched) vom Standpunkte der Schreibung aus und *Boime*, *Hoiser* würde sich als schulmässig gerundete Aussprache des zugrunde liegenden *Baime*, *Haiser* verstehen lassen. Auf jeden Fall ist das *oi* als die feinere obersächsische Aussprache zu betrachten, welche wieder von den Norddeutschen schon früh (17.—18. Jahrhundert?) nachgeahmt wurde und jetzt als Norm gilt. — Uebrigens gibt es landschaftliche Aussprachen des schriftsprachlichen *eu*, *äu*, welche als ersten Komponenten statt des *o* einen mehr dem *e* oder *ö* sich nähernden Laut verwenden. Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 81 f. Man wird diese als schriftgemässere Formen bezeichnen müssen, vielleicht fussend auf Lautmaterial, welches in den entsprechenden Volksdialekten vorliegt. Aber an eine Durchführung dieser an sich besseren und zweckmässigeren Aussprache ist jetzt ebensowenig mehr zu denken, als an eine künstliche Einführung der Schriftaussprache des *ei* mit wirklichem *e* als Anfangslaut.

38) Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 239. — In den österreichischen Mundarten wird noch weitergehend z. B. in *machst*, *lachst*, *weichste* ebenfalls *ks* gesprochen (Luick, Deutsche Lautlehre, § 175).

---

*) Dass die deutschen Ostseeprovinzen das schriftgemässe *ei* sprechen und dadurch nach der Schreibung *ai* und *ei* (*die Haide* und *der Heide*) zu scheiden vermögen (Vgl. Behaghel, Pauls Grundr. I[2] 680, Viëtor, Phon.[5], S. 97) ist bemerkenswert. Man konnte versucht sein anzunehmen, dass die zum grossen Teil ostmitteldeutschen Einwanderer (vgl. die mitteldeutschen Gebiete der Provinz Preussen, s. auch Kuhn und Schleichers Beitrage 8, 92 ff.) aus ihrer Heimat noch die ursprüngliche Geltung des *ei* mitgebracht hätten, während im Mutterlande *ei* (aus mhd. *î*) sich zu *ai* wandelte. Es kann aber auch auf verhaltnismässig junger spelling pronunciation beruhen.



39) Hätte der Gegendruck nicht so frühzeitig eingesetzt (vgl. z. B. Schleicher, Die Deutsche Sprache, 1860, S. 205 f.), so würde Schule (und Bühne) das systemgemässe *st*, *sp* durchgeführt haben und die Bühnenkonferenz hätte nicht umhin gekonnt, die Tatsache festzustellen. — Dass aber die Schule noch jetzt vereinzelt für die verlorene Sache kämpft, erwähnt Luick, Deutsche Lautlehre, § 171 Anm.

40) Vgl. Viëtor, Phon.[5], S. 191 ff. Schon K. Heyse (1838) 1, 170 f., der die schriftgemässe niederdeutsche Aussprache des *st*, *sp* eigentlich für die richtige hält, gibt, seiner sprachgeschichtlichen Bildung folgend, die *sch*-Aussprache zu, empfiehlt aber, für *st*, *sp* einen zwischen dem *s* und dem eigentlichen *sch* in der Mitte liegenden Laut zu sprechen. — Gesiegt haben dagegen die Praktiker mit Hilfe der norddeutschen Lautung über die gemeinhochdeutsche Sprechsprache bei der schon oben S. 10 besprochenen inlautenden Verbindung *rs*, in welcher das gemeinhochdeutsche *sch* nur da gesprochen wird, wo die Orthographie dasselbe rechtzeitig fixiert hat (*Kirsche, Hirsch, Arsch, Barsch, birschen, Kürschner* etc.), während in den andern (*Vers, Ferse, Hirse, Mörser*, Gruppe *rst* wie *Fürst, Durst, Wurst, Bürste* etc.) jetzt nach dem Buchstaben auch von den Hochdeutschen ein reines (niederdeutsches) *s* durch die Normalsprache gefordert und von den Gebildeten in Vortragssprache und höherem Verkehr auch schon grösstenteils geleistet wird.

41) Siebs, Deutsche Bühnenaussprache[2], S. 73 f. Von den Gründen ist nur der erste von Belang, dass an vielen Bühnen sich das *-ich* eingebürgert habe: nur hätte die Konferenz ruhig das an andern Bühnen eingebürgerte und überall daneben vorkommende *-ig (-ik)* sanktionieren sollen. Der zweite Grund, dass die Aussprache *-ich* in fast ganz Mittel- und Niederdeutschland, sowie in einem Teile von Oberdeutschland herrsche, beweist zu viel: denn danach hätte die Konferenz, wie es Viëtor und Trautmann wollen, für alle in- und auslautenden *g* die spirantische Aussprache gegen die am Buchstaben haftenden Bühnenpraktiker durchsetzen müssen. Ganz seltsam ist der dritte Grund, dass schon früh mit den alten *-ig*-Formen solche verwechselt seien, die auf *-ich* ausgingen, ‘in denen nur solche Leute *-ig* sprechen, die von dem Schriftbilde beeinflusst sind; z. B. heisst es eigentlich *adellich, billich, eklich, Reisich, Rettich, Essich*’. Als ob nicht solche orthographische Verwechslungen auf Grund der gesprochenen Sprache massenhaft in unserer Schriftsprache vorkämen. Hier herrscht doch, wie oben hervorgehoben, in der korrekten Aussprache jetzt überall das Schriftbild. Oder spricht etwa Siebs, vom Schriftbilde unbeeinflusst, *Schläufe, flistern, Bülz* oder *Bokal?* Ebensogut wird man natürlich *adlig, billig* etc. gegen die Etymologie mit Verschlusslaut sprechen dürfen. Die Oberdeutschen, die ihren Verschlusslaut in der Aussprache der Schriftsprache auch bei *-ig* durchführen, tun dies selbstverständlich. Und im Inlaut will doch wohl auch Siebs *adlige* mit *g* sprechen?

Einen vom historischen Standpunkte sehr gewichtigen Grund lässt sich Siebs noch dazu ganz entgehen. Das in der mitteldeutschen Schriftsprache der mhd. Zeit sehr häufige *i* unbetonter Silben hat sich in unserer nhd. Schriftsprache nur festgesetzt vor dem folgenden palatalen Spiranten *g*, der dem *i* in der Artikulationsstelle nächststehend ist. Unser *i* in *König, heilig, zwanzig* etc. ist also mit der spi-



rantischen Aussprache des *g* auf das engste verbunden; im Oberdeutschen, wo das *g* als Verschlusslaut gesprochen wurde, schrieb man schon mhd. *künec, heilec, zweinzec*. Mit einem ursprünglichen ahd. *i* haben diese md. *i* vor *g* gar nichts zu tun, denn *heilig* ist ahd. *heilag*, *zwanzig* ist ahd. *zweinzug*. Die gleiche Erklärung finden aber auch die *i* in nhd. *Nachtigall* und *Bräutigam*, die im oberdeutschen mhd. *nahtegale* und *briutegome* heissen. Es ist unzulässig, mit Grimm's Wb. in diesen *i* den ahd. vollen Vokal zu sehen (schon N. hat *briutegomo* und die überwiegende ahd. Form ist *nahtagala, nahtegala*, Graff IV, 178). Das *i* ist nur die Form des abgeschwächten Endsilbenvokals vor spirantisch-palatalem *g*. Wenn wir nun in *Nachtigall* und *Bräutigam* jetzt in der Normalaussprache den Verschlusslaut *g* sprechen, so werden wir es ebenso in der Endsilbe *-ig* tun dürfen. In den mehrsilbigen Formen vor Vokal fordert ja die Bühnensprache selbst schon den Verschlusslaut.

42) Erbe, fünfmal sechs Sätze, S. 11. Auch in badischen Schulen ist nach südbadischem Vorbilde (s. oben Anm. 8) die Verschlusslautaussprache des *-ig* verbreitet. — Zaghaft äussert sich unter dem Einfluss der Inkonsequenz der Bühnenaussprache Luick, Deutsche Lautlehre, § 163: 'Die Schule möge beim Schreibunterricht vorläufig aus praktischen Gründen den Verschlusslaut gebrauchen, aber im übrigen das χ nicht befehden'. Vgl. jetzt auch Viëtor, Phon.[5], S. 175 Anm. 7.

43) *Wain* Wagen, *sain* sagen, *jaid* Jagd u. a., vgl. Verf. in Kuhn und Schleichers Beitr. z. vgl. Sprachf. 8, 92 f. — In *Hain* aus *hagen* ist eine dieser ostmitteldeutschen Kontraktionen in die Schrift aufgenommen und wird deshalb nun von uns auch gesprochen. Obersächsisch sind diese *ai* später teilweise zu *ā* kontrahiert, so in Leipzig, weshalb Gottsched gegen die Aussprache *Hahn* für *Hain* polemisiert ([3], S. 44). — Den englischen Verhältnissen würde es also entsprechen, wenn wir historisch *der Hagen* schrieben und nach obersächsischer Lautung *der Hain* oder vielmehr der späteren Entwicklung gemäss *der Hān* sprächen.




UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 09 02 17 10 030 0